

M I C H A E L W E I N G A R T E N

W a h r n e h m e n

Bibliothek dialektischer Grundbegriffe

Bisher erschienene Bände

- Christoph Hubig | Mittel
Renate Wahsner | Naturwissenschaft
Werner Rügemer | arm und reich
Michael Weingarten | Leben (bio-ethisch)
Jörg Zimmer | Metapher
Hans Heinz Holz | Widerspiegelung
Volker Schürmann | Muße
Angelica Nuzzo | System

In Vorbereitung

- Thomas Metscher | Mimesis
Jörg Zimmer | Reflexion
Michael Weingarten | Sterben (bio-ethisch)
Hermann Klenner | Recht
Gerhard Stuby/Norman Paech | Völkerrecht
Andreas Arndt | unmittelbar
Werner Rügemer | Ethik
Michael Weingarten | Tod (bio-ethisch)
Gerhard Pasternack | Dekonstruktion

Bibliothek dialektischer Grundbegriffe
herausgegeben von Andreas Hüllinghorst

Band 9 | Michael Weingarten | Wahrnehmen

2., durchgesehene und leicht überarbeitete Auflage

Die **Bibliothek dialektischer Grundbegriffe** ist eine Einführungsreihe in verschiedene Ansätze dialektischen Philosophierens. Weitere Informationen zur Reihe insgesamt als auch zu Autoren und einzelnen Bänden erhalten Sie auf der Internetseite **www.transcript-verlag.de/prg_pan_edi.htm**. Dort haben Sie auch die Möglichkeit, Fragen, die Ihnen bei der Lektüre kommen, an den Herausgeber bzw. an den jeweiligen Autor zu stellen.

Die **Bibliothek dialektischer Grundbegriffe** kann auch **abonniert** werden. Bitte wenden Sie sich an den Verlag. Jeder Band kostet dann nur noch 5,50 € (plus Porto).



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2003 transcript Verlag, Bielefeld

1. Auflage 1999 Aisthesis Verlag, Bielefeld

Satz: Digitron GmbH, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 3-89942-125-6

Inhalt

- 6** | Einleitung:
Wahrnehmen als praktisch-sinnliche Tätigkeit
- 10** | Die Natur-Wissenschaften über Wahrnehmungen:
Schwanken zwischen Empirismus und Konstruktivismus
- 22** | Apparate:
Modelle von oder Modelle für Wahrnehmungsorgane?
- 27** | Ein Experiment und seine Konsequenzen
für den Begriff des Wahrnehmens
- 30** | Modelle und Metaphern
- 35** | Die Sprachgebundenheit des Wahrnehmens
- 37** | Hinführende Schritte in der Phänomenologie
- 41** | Wahrnehmung als immer schon durch Wissen
vermitteltes besonderes Wissen
- 50** | Weiterführende Literatur

Einleitung: Wahrnehmen als praktisch-sinnliche Tätigkeit |

In der 1. *Feuerbach-These* notiert Marx (1818–1883): »Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (den Feuerbachschen mit eingerechnet) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des *Objekts oder der Anschauung* gefaßt wird; nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis; nicht subjektiv.«¹ Und die 5. *These* lautet: »Feuerbach, mit dem *abstrakten* Denken nicht zufrieden, will die *Anschauung*; aber er faßt die Sinnlichkeit nicht als *praktischmenschlich-sinnliche* Tätigkeit.«² Zusammen mit der Feststellung aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* – »Die *Bildung* der 5 Sinne ist eine Arbeit der ganzen bisherigen Weltgeschichte«³ – hat Marx in thetischer Form ein Konzept entwickelt, welches die bewusstseinsphilosophischen bzw. Subjekt-Objekt-dualistischen Aporien sowohl des Empirismus als auch des Rationalismus zu umgehen erlaubt. Denn *produktive* Sinnlichkeit meint ja gerade, dass wir uns nicht mit dem Hinweis begnügen dürfen, Wahrnehmen sei ein bloß passives Aufnehmen der Welt, ein »Widerfahrnis«⁴, in dem sich uns und unserer sinnlichen Organisation die Gegenständlichkeit der Welt auf- und einprägte; und auch das rationalistische Ignorieren unserer Sinnlichkeit, unseres immer auch sinnlichen Verhältnisses zur Welt wird zurückgewiesen: Nicht einfach darf im Rationalismus Sinnlichkeit als Widerfahrnis unterstellt oder gar als richtig akzeptiert werden, wenn auch für unser Denken von untergeordneter Bedeutung; denn damit zeigt der Rationalismus schlicht nur an, dass er über kein eigenes Wahrnehmungskonzept verfügt, sondern nur das empiristische wiederholt. Vielmehr gilt es gegen Rationalismus und Empirismus gerade, Sinnlichkeit als *praktisch-sinnliche Tätigkeit* zu fassen; wobei praktische Tätigkeit nicht das je vereinzelt Tun des Individuums meint, sondern im Sinne der 8. *Feuerbach-These* »Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich *praktisch*« müssen wir praktische Tätigkeit als »gesellschaftliches Leben«, als Ko-

1 | Karl Marx, Thesen über Feuerbach, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Band 3, S. 5–7, hier S. 5

2 | Ebd., S. 6

3 | Karl Marx, Politisch-ökonomische Manuskripte, in: Karl Marx, Friedrich Engels, MEGA², Band I.2, Berlin 1982, S. 270

4 | Der Begriff des Widerfahrnisses wurde eingeführt von Wilhelm Kamlah, Philosophische Anthropologie, Mannheim u. a. 1973, S. 34–40.

operationsverhältnis fassen, in dem die Individuen gemeinsam ihre Ziele und Zwecke realisieren bzw. sich über sie im Falle von Unklarheiten oder Konflikten verständigen.⁵ Nur in diesem kooperativen und verständigungsorientierten Tun kommt es zur Ausbildung sinnlicher Fähigkeiten, zu Gewichtigungen und Umgewichtigungen dieser Fähigkeiten, sodass das praktische Tun neben Arbeitsverhältnissen, zweckrational-instrumentellen und sprachlich-diskursiven Handlungen auch die Ausbildung sinnlicher Verhältnisse umfasst, in denen wir uns wahrnehmend (hörend, fühlend, Stimmungen, Gefühle ausdrückend und erfahrend) in der Welt bewegen und uns miteinander über unsere *Weltverhältnisse* verständigen.

Schon die hier gebrauchte Rede von Verhältnissen soll indizieren, dass es sich erstens bei der Rede über Wahrnehmen nicht nur und nicht vorrangig um das erkenntnistheoretische Problem der Repräsentation (in welchem Sinne auch immer) von Sachverhalten im Bewusstsein handelt, sondern um das logisch-ontologische Problem, wie wir ein Wissen um unser In-der-Welt-Sein erlangen. Und zweitens zeigt der Plural ›Weltverhältnisse‹ an, dass je nach den mit einem Verhältnis gegebenen besonderen Bedingungen die Rede von Wahrnehmen begrifflich spezifiziert werden muss, bspw. in Aisthetik und Ästhetik. Edmund Husserls (1859–1938) Überlegungen zu Regional-Ontologien bieten für diesen Zweck vielfältige Anknüpfungspunkte.

Gerade heute ist die philosophisch-systematische Ausarbeitung des Wahrnehmens als praktisch-sinnliche Tätigkeit unter zweierlei Gesichtspunkten wichtig. Zum einen, weil Wahrnehmen durchgängig in Philosophie⁶, Einzelwissenschaften und öffent-

5 | Auf die begründete Einführung der reflexiven Struktur des Handelns und der Reflexion dieses reflexiven Verhältnisses kann hier nicht eingegangen werden. Eine systematisch ausgearbeitete Unterscheidung von Tun, Handeln und Arbeit findet sich in einer Monographie von Mathias Gutmann, die kurz vor dem Abschluss steht. Ich verweise weiter auf ders., Kultur und Vermittlung. Systematische Überlegungen zu den Vermittlungsformen von Werkzeug und Sprache, in: Peter Janich (Hg.), Wechselwirkungen. Zum Verhältnis von Kulturalismus, Phänomenologie und Methode, Würzburg 1999, S. 143–168; sowie Michael Weingarten, Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik, Bonn 1998.

6 | Eine Ausnahme ist hier die Tradition der Phänomenologie. Diese hat sich seit Husserl immer intensiv mit dem Thema der Wahrnehmung beschäf-

lichem Verständnis als ein ausschließlich naturwissenschaftlich-experimentell bearbeitbares Thema vorgestellt wird. In diesem Sinne wird darüber hinaus durch die modernen Kognitionswissenschaften unser bisheriges lebensweltliches, selbst schon stark von naturwissenschaftlichen Redeweisen durchsetztes Verständnis von Wahrnehmen zunehmend durch computertechnische Beschreibungen überformt, wobei entweder an dem Widerfahrnischarakter des Wahrnehmens festgehalten oder – so innerhalb des neurobiologischen Konstruktivismus – Wahrnehmen als freie Konstruktionstätigkeit des Gehirns thematisiert wird. Durch diese Überformungen werden von uns als Wahrnehmende nicht nur neue Wahrnehmungsleistungen abgefordert – man denke hier z. B. an Piktogramme als Orientierungs- und Informationszeichen sowie als Wegmarkierungen in öffentlichen Gebäuden –, auch unser eigenes Selbstverständnis als Menschen ist hiervon betroffen. Dies zeigen Debatten um Roboter oder »künstliche Intelligenz«, in denen der Eindruck erweckt wird, als ob schon in unmittelbarer Zukunft Menschen und Maschinen nicht mehr unterscheidbar bzw. Maschinen den Menschen bezüglich kognitiver Fähigkeiten und Wahrnehmungsleistungen absolut überlegen seien. Zum anderen ist die philosophisch-systematische Ausarbeitung des Wahrnehmens als praktisch-sinnliche Tätigkeit wichtig, weil Alternativen zum wissenschaftsgeprägten Reden über Wahrnehmen und Wahrnehmung zwar terminologisch an von Platon und Aristoteles herrührende Konzepte der Aisthesis als der Rede von Wahrnehmung überhaupt anknüpfen und so daran erinnern, dass die begriffliche Bestimmung von Wahrnehmen eine originär philosophische Aufgabe ist, die nicht ohne weiteres den Einzelwissenschaften überantwortet werden könne.⁷ Allerdings wird dann eine so enge Anbindung an Ästhetik gesucht bzw. Aisthesis insgesamt in Ästhetik aufgelöst. Damit findet aber nun anstelle der Reduktion der Analyse des Wahrnehmens in ein naturwissenschaftlich-technisches Forschungsprogramm eine Reduktion auf ästhetisch zu erhellende Fragestellungen statt. In der Durchführung eines solchen Programms betont etwa Wolf-

tigt. Allerdings ist die Beziehung von philosophischen Überlegungen zu den Kognitionswissenschaften nie systematisch durchgearbeitet worden. Eine phänomenologische Wissenschaftstheorie ist nicht nur bezüglich dieser Frage ein großes Desiderat.

7 | Siehe Gernot Böhme, *Ästhetik*, Stuttgart 2001

gang Welsch, dass Aisthesis nicht nur als Gegenbegriff zu Handlung gefasst werden müsse, womit die praktisch-tätige Dimension des Wahrnehmens wieder verloren gehe, sondern dass die ästhetisch entgrenzte Aisthesis auch auf jegliche Kommunizierbarkeit verzichte. Dieses postmoderne Philosophieren »erkennt der Wahrnehmung vielmehr originäre Wahrheit zu. Dafür ist es im Gegenzug dann auch bereit, letztlich den Preis der Nicht-Kommunizierbarkeit zu entrichten.«⁸ Welchen Status eine solche Rede noch hat oder haben kann, wenn mit ihr kein kommunikativer einlösbarer Geltungsanspruch mehr erhoben wird, dürfte ein Geheimnis postmodernen Philosophierens bleiben. Schließlich ist mit der Klärung unserer Redeweise von Wahrnehmen und Wahrnehmung als praktisch-sinnlicher Tätigkeit auch eine zentrale Aufgabe Naturalismen kritisierender Philosophierens umrissen, gilt es doch, gegen ein auf unsere »natürliche, biologische« Ausstattung verweisendes Sprechen von Wahrnehmung als einem etwas, das uns passiv als bloßes Widerfahrnis zustößt, die Kultur-, Handlungs- und damit Sprachabhängigkeit des Wahrnehmens herauszuarbeiten.

Der Versuch der begrifflichen Bestimmung von Wahrnehmen soll daher mit einer kritischen Rekonstruktion wissenschaftlicher Bemühungen um die Aufklärung von Wahrnehmungen begonnen werden, zumal solche wissenschaftlichen Beschreibungen des Wahrnehmens immer stärker unser lebensweltliches Verständnis prägen. Denn in einer solchen Rekonstruktion der methodischen Anfänge wissenschaftlicher Bemühungen zeigt sich exemplarisch, was wir schon immer alles an sprachlichen Unterscheidungen investiert haben, um Beschreibungen von Wahrnehmungen vornehmen zu können, die inter- und transsubjektive Geltung⁹ beanspruchen. Diese Investitionen werden aber einerseits durch

8 | Wolfgang Iser, *Ästhetisches Denken*, Stuttgart 1990, S. 56; vgl. ders., *Aisthesis*, Stuttgart 1987. Gegen die Gleichsetzung von Aisthetik und Ästhetik hat insbesondere Martin Seel begründet Einspruch erhoben: *Ethisch-ästhetische Studien*, Frankfurt/M. 1996, S. 36–69

9 | Mit »Intersubjektivität« ist die Verständigung über Sachverhalte innerhalb einer Sprechergemeinschaft gemeint; insofern ist eine innerhalb einer Sprechergemeinschaft als begründet akzeptierte Aussage in ihrer Geltung immer relativ. »Transsubjektivität« beansprucht im Unterschied zu Intersubjektivität Geltung einer Behauptung für jede Sprechergemeinschaft, also personeninvariante, universelle Gültigkeit.

die lange empiristische Tradition der Reflexion auf Wahrnehmungsprozesse verdeckt und durch das realistische oder gar naturalistische Selbstmissverständnis wissenschaftlichen Tuns andererseits. Solche (methodischen) Anfänge kognitionswissenschaftlicher Forschung müssen rekonstruiert werden, um sowohl die Zwecke solcher Forschungen beurteilbar zu machen als auch um durch die Reflexion auf mögliche durchaus verschiedene Zwecke, die dem Reden über Wahrnehmen zugrunde liegen können – wie etwa in der Rede über ästhetische Wahrnehmungen –, Unterschiede des Wahrnehmens begrifflich genauer fassen und so die Umrisse eines unverkürzten Wahrnehmungsbegriffs vorschlagen zu können.¹⁰

Wahrnehmung
als Widerfahrnis

Die Natur-Wissenschaften über Wahrnehmungen: Schwanken zwischen Empirismus und Konstruktivismus | Gerade durch die modernen Kognitionswissenschaften wird außer- wie innerwissenschaftlich die Meinung gestützt, wir verfügten über Wahrnehmungen als etwas, das uns passiv zustoße, uns sozusagen bloß widerfahre, ohne dass wir durch unser Tun und Sprechen Wahrnehmungen herbeiführen könnten. So heißt es etwa im *Wörterbuch zur Kognitionswissenschaft*: Alltagssprachlich könnten wir sagen, »daß ein Mensch all das wahrnimmt, wovon er durch seine Sinne Kenntnis erlangt. Somit ist die Verfügbarkeit von Sinnesorganen und die Beziehung der Wahrnehmung zu den Sinnen als eine notwendige Bedingung der Wahrnehmung anzusehen [...]. Die Wahrnehmung ist gleichsam das Fenster des Geistes zur Außenwelt, und sie läßt sich in der Hierarchie psychischer Prozesse zwischen bloßem Empfinden und Fühlen einerseits und aufmerksamer reflexiver Beobachtung andererseits ansiedeln.« Obwohl es sich bei der Wahrnehmung um einen der zentralen Begriffe der Kognitionswissenschaften handelt, wird weiter behauptet: »Eine strenge Definition des Begriffes der Wahrnehmung und eine klare Abgrenzung zu verwandten Begriffen und anderen psychischen Prozessen erweist sich also weder

10 | Für die philosophiegeschichtliche Aufarbeitung der Probleme von Rationalismus und Empirismus liegen mit Friedrich Kambartel, *Erfahrung und Struktur*, Frankfurt/M. 1968; Holm Tetens, *Experimentelle Erfahrung*, Hamburg 1987 und Gernot Böhme/Wolfgang van den Daele/Wolfgang Krohn, *Experimentelle Philosophie*, Frankfurt/M. 1977, eindrucksvolle Studien vor.

als möglich noch für die Entwicklung eines theoretischen Verständnisses als erforderlich.«¹¹

Dieser Verzicht auf eine begrifflich exakte Explikation des Wahrnehmungsbegriffs lässt sich nur aus der Geschichte des Empirismus, aus dessen Problemen und Aporien begreifen. Als Grundstruktur des Empirismus kann festgehalten werden: »(A) Erfahrung ist Wahrnehmung; (B) Erfahrung ist die ausschließliche Basis aller theoretischen Erkenntnis. Die Wahrnehmung analysiert der Empirismus exemplarisch vornehmlich am Sehen. Gerade das Sehen jedoch scheint von Leibbewegungen oder manuellen Verrichtungen nicht abzuhängen, im Gegenteil scheint es erforderlich, den Leib und die Hände ganz stillzustellen, damit die Objekte der ›Außenwelt‹ die Sinne ›ungetrüb‹ und ›unverzerrt‹ affizieren können. Das Sehen ist ein passiver Sinn, der stellvertretend für die anderen Sinne erkenntnistheoretisch analysiert, geradezu provoziert, in der Erkenntnistheorie die epistemisch tragende Rolle physischer Handlungen zu übersehen.«¹² Sehen, Wahrnehmen und Erfahren werden systematisch nicht unterschieden, und über die passivische Fassung des Sehens wird die Sinnlichkeit insgesamt als passiv-rezipierend unterstellt.

Erst diese Unterstellung lässt das Konzept plausibel werden, dass es sich bei der Sinnlichkeit um ein Reiz-Reaktion-Schema handele, das mit den Mitteln der Naturwissenschaft erforscht werden könne. So ist die gesamte Geschichte des Empirismus durch die immer wieder neu ansetzende Absicht gekennzeichnet, die Analyse der Sinnlichkeit, des Wahrnehmens aus dem Gebiet philosophisch-begrifflicher Bemühungen auszugrenzen und in eine experimentell bearbeitbare Fragestellung zu transformieren. Wahrnehmungen resp. Erfahrungen gelten als grundsätzlich sprach- und theoriefreie Daten, in denen sich ein unmittelbares, daher auch nicht durch das Erkenntnissubjekt verzerrtes Verhältnis des Erkenntnissubjekts zu Objekten zeige. Weil solche ›reinen Daten‹ die begriffsfreie Basis aller Konstruktion von Unterscheidungssystemen darstellen sollen, muss im Verständnis des Empirismus alle Erkenntnis und alles Wissen über die Welt

11 | Rainer Mausfeld, Wahrnehmung, in: Gerhard Strube (Hg.), Wörterbuch der Kognitionswissenschaften, Stuttgart 1996, S. 776–792, hier S. 776 f.; Hervorhebung von mir

12 | Holm Tetens, Experimentelle Erfahrung. a. a. O. (Fn. 10), S. 2

auf solchen Daten beruhen bzw. mit der Gewinnung solcher Daten anfangen.

Wahrnehmung
als Informations-
aufnahme

Zuerst in der Sinnesphysiologie des 19. Jahrhunderts, später in den Neurowissenschaften und heute in den Kognitionswissenschaften hat sich die Auffassung fest etabliert, Wahrnehmung sei in heutiger Terminologie als Informationsaufnahme und Informationsverarbeitung aufzufassen, wobei in der Regel der Informationsbegriff der Nachrichtentechnik, und damit ein Sender-Empfänger-Modell zugrunde gelegt wird. Danach senden diskrete¹³ Objekte der Außenwelt spezifische Informationen aus, die von den Sinnesorganen empfangen und zu Abbildungen oder Repräsentationen verarbeitet werden. Zielt die Abbildungstheorie im Idealfall auf die Isomorphie von Abbild und Abgebildetem, so genügt den Repräsentationstheorien die Darstellung wahrgenommener diskreter Gegenstände und ebenfalls diskreter gegenständlicher Zusammenhänge in Form diskreter Symbole. Insgesamt wird von beiden Theoriekonzepten die Außenwelt als ein in sich geordneter und strukturierter Gegenstandsbereich vor und unabhängig von jeglicher Wahrnehmung unterstellt. Dieser Auffassung entspricht es im Weiteren, Wahrnehmen als Wahrnehmung, als kausales Ursache-Wirkung-Verhältnis zu rekonstruieren, in dem das ›Wahrgenommene‹ die Art und Weise der ›Wahrnehmung‹ determiniere oder doch wenigstens strukturiere. Informationsverarbeitung erscheint als Naturvorgang, Information als Naturgegenstand (neben Stoff und Energie).

Aus dieser konzeptuellen Perspektive formuliert etwa Gerhard Vollmer »Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung«: »In diesem projektiven Erkenntnismodell ist Erkenntnis eine Funktion eines natürlichen Organs, des Gehirns. Zentralnervensystem und Gehirn werden hier als Erkenntnisapparat aufgefaßt, auf den die Objekte der realen Welt projiziert werden bzw. sich durch elektromagnetische Wellen, Schallwellen, Moleküle und Gravitationsfelder selbst projizieren. Erkenntnistheorie wird demgemäß zur Projektions- und Apparatekunde, zu einer Theorie darüber, wie uns die Dinge bekannt werden, wie wir sie konstruieren und rekonstruieren und wie wir die Angemessenheit unserer Kon-

13 | Mit ›diskret‹ ist hier die ontologische Vorstellung gemeint, dass Objekte und ihre Eigenschaften als bestimmt und unterschieden gegenüber anderen Objekten und deren Eigenschaften vorgängig zu und unabhängig von menschlichen Unterscheidungsabsichten und -praxen vorliegen.

struktionen und Rekonstruktionen überprüfen.«¹⁴ Die Durchführbarkeit einer solchen »projektiven Erkenntnistheorie« beruht auf einer disziplinären Aufgabenteilung zwischen Physik und Biologie, und zwar in der Weise, dass die Physik zeigen soll, wie die Ordnung der Welt »an sich« ist, und die Biologie erforschen soll, wie solche objektiv gegebenen Ordnungen und Strukturen in einem Subjekt mittels bestimmter (biologischer) Strukturen oder Apparate abgebildet werden können: »In der Frage, warum die ontologischen Voraussetzungen (an die Welt) für die Möglichkeit von Erkenntnis erfüllt sind, hilft uns die Physik weiter; in der Frage, warum auch die subjektiven Bedingungen (an kognitive Systeme) erfüllt sind, dagegen die Biologie.«¹⁵

Stattdessen bestreiten in jüngster Zeit sich als Konstruktivisten verstehende Neurobiologen die ontologische Voraussetzung, dass es vom Beobachter unabhängig eine natürlicherweise vorfindliche Ordnung der Welt gebe, die im Gehirn abgebildet oder repräsentiert werden könne. Durch ihre Aktivität erzeugten kognitive Systeme erst Ordnungsstrukturen, die daher immer nur, bezogen auf das jeweilige kognitive System, relativ sein könnten: »Es gibt Wahrnehmungs- und Erkenntnis-Aprioris: sie sind die Schemata, nach denen das Gehirn die an sich bedeutungslosen Sinnesempfindungen intern ordnet und interpretiert. Wir müssen annehmen, daß die Schemata meist nicht im strengen Sinn erfahrungsunabhängig, angeboren sind. Das Gehirn hat vorgegebene Grobstrukturen, z. B. welche Sinnesmodalitäten wo im Gehirn verarbeitet werden, aber diese müssen durch eine Art exemplarische Erfahrung, durch interne Hypothesenbildung und deren interne Überprüfung, bestätigt werden. Im Laufe der Individualentwicklung verfestigen sich diese Erfahrungen zu kognitiven Schemata, die dann die Grundlage weiterer Wahrnehmungen werden.«¹⁶ Bestritten wird mit diesen Überlegungen nicht nur die »Arbeitsteilung« zwischen Physik und Biologie, sondern

Neurobiologischer Konstruktivismus

14 | Gerhard Vollmer, Die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung, in: Gerhard Pasternack (Hg.), Philosophie und Wissenschaften: Das Problem des Apriorismus, Frankfurt/M. u. a. 1987, S. 219–243, hier S. 229

15 | Ebd., S. 238

16 | Uwe an der Heiden/Gerhard Roth/Michael Stadler, Das Apriori-Problem und die kognitive Konstitution des Raumes, in: Gerhard Pasternack (Hg.), Philosophie und Wissenschaften: Das Problem des Apriorismus, a. a. O. (Fn. 14), S. 245–265, hier S. 260 f.

auch die ontologische Leithypothese der Existenz diskreter Objekte. Damit muss einem kognitiven System nun eine andere Funktion zugewiesen werden; denn wenn es keine dem kognitiven System vorgeordneten ontologischen Weltstrukturen gibt, macht es selbstverständlich auch keinen Sinn mehr zu fragen, wie ein kognitives System die Welt oder Ausschnitte der Welt repräsentieren kann. Zeigt sich für Vollmer die (Über-)Lebens-tauglichkeit eines kognitiven Systems in der Passung der Repräsentationen von Strukturen der Welt im kognitiven System zu den Strukturen der Welt selbst, so besteht für den Konstruktivisten die Lebensfähigkeit des kognitiven Systems in der *Konstruktionsleistung selbst*, weil nämlich diese erst koordiniertes Verhalten von Lebewesen und den Abgleich von Verhaltensziel und Verhaltensresultat zur Optimierung der Verhaltenskoordination ermöglicht.¹⁷

Auge als Vergleicht man diese beiden rivalisierenden Positionen der
Camera obscura Kognitionswissenschaften mit Debatten aus der zweiten Hälfte
des 19. Jahrhunderts, dann zeigt sich eine Reihe doch erstaunlicher
systematischer Parallelen. Hermann von Helmholtz (1821–1894) etwa
rekonstruierte die Beziehung von Körper und der Wahrnehmung dieses
Körpers als Ursache-Wirkung-Verhältnis vermittelt über die isomorphe
Abbildung des Körpers auf der Netzhaut. So bestimmt Helmholtz in
einem Vortrag, gehalten 1855 in Königsberg: »Das Auge ist ein von der
Natur gebildetes optisches Instrument, eine natürliche Camera obscura.«¹⁸
Mit dieser Behauptung, so Helmholtz weiter, mache er aber eine
Voraussetzung: »Ich setze voraus, daß der größte Teil meiner
Zuhörer schon Daguerresche oder photographische Bilder hat anfertigen
sehen, und sich das Instrument ein wenig betrachtet hat, welches dazu
gebraucht wird. Dieses Instrument ist eine Camera obscura.«¹⁹ Diese
Voraussetzung enthält die Behauptung, dass die Funktionsweise des
Auges nur dann verstanden werden könne, wenn man schon die
Funktionsweise einer Camera obscura kennt. Das technische Gerät,
die Camera obscura mit ihren Funktionen, ist das Modell, mit dessen
Hilfe die Funk-

17 | Mit Verhalten wird hier zunächst der gängige biologische Terminus unproblematisiert verwendet.

18 | Hermann Helmholtz, *Natur und Naturwissenschaft*, München o.J., S. 73

19 | Ebd., S. 75

tionsweise eines Auges erläutert werden soll. Daher gibt Helmholtz zunächst eine genaue Beschreibung der technischen Konstruktion der Camera obscura, um seinen Zuhörern zu erläutern, wie die Camera obscura Abbilder von Gegenständen erzeugen kann; d.h., er bestimmt die unterschiedlichen Funktionen der konstruktiven Elemente und deren Zusammenhänge, die alle insgesamt für die Funktionserfüllung der Abbildung von Gegenständen erforderlich sind.

Es ist leicht einsichtig, wie der Beweisgang bei Helmholtz weitergehen wird. Nachdem er die Funktion der Camera obscura bestimmt und die funktionellen Elemente analysiert hat, die die Abbildung von Gegenständen ermöglichen, kann er jetzt fragen, ob diejenigen Strukturen, die der Techniker zum Bau einer Camera obscura verwendet, die einzigen sind, mit denen sich eine solche Konstruktion funktionsgleich realisieren lässt. Gibt es also strukturelle Äquivalente für diesen funktionellen Zusammenhang? Dass das Auge eine Camera obscura sei, hatte Helmholtz ja eingangs behauptet, nun muss er die funktionale Äquivalenz der technischen und der im Auge vorfindlichen Elemente nachweisen: »Ein ebensolches Instrument ist nun das Auge; der einzige wesentliche Unterschied von demjenigen, welches beim Photographieren gebraucht wird, besteht darin, daß statt der matten Glastafel oder lichtempfindlichen Platte, im Hintergrunde des Auges die empfindliche Nerven haut oder Netzhaut liegt, in welcher das Licht Empfindungen hervorruft, die durch die im Sehnerven zusammengefaßten Nervenfasern der Netzhaut dem Gehirn, als dem körperlichen Organ des Bewußtseins, zugeführt werden. In der äußeren Form weicht die natürliche Camera obscura von der künstlichen wohl ab.«²⁰ Solche strukturellen Unterschiede liegen zum Beispiel vor, wenn anstelle des viereckigen Holzkastens der runde Augapfel, oder wenn anstelle der Glaslinse die Kristalllinse zusammen mit der gekrümmten Hornhaut in der natürlichen Camera obscura zu finden ist. Entscheidend für Helmholtz ist, dass trotz aller strukturellen Unterschiedenheit eine Funktionsgleichheit vorliegt, dass natürliche und künstliche Camera obscura leistungsgleich sind. Die Leistungsgleichheit von Glaslinse einerseits, Kristalllinse und gekrümmter Hornhaut im Auge andererseits formuliert Helmholtz so: Kristalllinsen »entwerfen verkleinerte, natürlich gefärbte, aber auf dem

Funktion und
Struktur

Kopfe stehende Bilder der äußeren Gegenstände auf der Fläche der Netzhaut, welche letztere im Hintergrunde des Auges vor der Aderhaut liegt.«²¹ Die Netzhautbilder einer Person könnten im von Helmholtz konstruierten Augenspiegel sichtbar gemacht werden, damit sei die Funktionsgleichheit von Augenlinse und Glaslinse auch experimentell verifiziert. Wenn in dieser Weise die Funktionsgleichheit trotz strukturellem Unterschied gesichert sei, dann könne man sich auch folgendem Schluss nicht entziehen: »So entspricht also jedem Punkte der Außenwelt ein besonderer Punkt des Bildes, der eine entsprechende Stärke der Beleuchtung und die gleiche Farbe hat, und so entspricht insbesondere im Auge beim deutlichen Sehen jeder einzelne Punkt der Netzhaut einem einzelnen Punkte des äußeren Gesichtsfeldes, so daß er nur von dem Lichte, welches von diesem äußeren Punkte hergekommen ist, getroffen, und zur Empfindung angeregt wird. Da somit jeder einzelne Punkt des Gesichtsfeldes durch sein Licht nur einen einzelnen Punkt der empfindenden Nervensubstanz affiziert, so kann auch für jeden äußeren Punkt gesondert zum Bewußtsein kommen, welche Menge und Farbe des Lichtes ihm angehört. Es wird durch diese Einrichtung des Auges, als eines optischen Apparates, möglich, die verschiedenen hellen Gegenstände unserer Umgebung gesondert wahrzunehmen, und je vollkommener der optische Teil des Auges seinen Zweck erfüllt, desto schärfer ist die Unterscheidung der Einzelheiten des Gesichtsfeldes.«²²

Natürlich wusste auch Helmholtz schon, dass mit dieser Analyse funktioneller Zusammenhänge noch nicht das aufgeklärt ist, was wir unter Wahrnehmung verstehen. In seinen weiteren Ausführungen versucht er deshalb zu zeigen, wie aus Lichtempfindungen Vorstellungen und dann schließlich auch Begriffe entstehen, die externe Objekte abbilden. Für das Ziel unserer Überlegungen braucht uns das aber nicht weiter zu interessieren, weil Helmholtz sich hier gänzlich im begrifflichen Rahmen empiristischer Überlegungen bewegt.

Mach und Helmholtz Nun hatte Helmholtz in Ernst Mach (1838–1916) schon einen Kritiker gefunden, der das Konzept der (abbildenden) Repräsentation von Gegenständen im Gehirn bestritt. Fasste Helmholtz Körper als immer schon gegebene, äußere Objekte auf, die einen

21 | Ebd., S. 77

22 | Ebd., S. 79

je spezifischen Reiz auf die Sinnesorgane bewirken, so lässt Mach den Bezug auf äußere Körper in seiner Erläuterung der Funktionsweise des Sinnessystems völlig fallen: »Nicht die Körper erzeugen Empfindungen, sondern Elementenkomplexe (Empfindungskomplexe) bilden die Körper. Erscheinen dem Physiker die Körper als das Bleibende, Wirkliche, die »Elemente« hingegen als ihr flüchtiger vorübergehender Schein, so beachtet er nicht, daß alle »Körper« nur Gedankensymbole für Elementenkomplexe (Empfindungskomplexe) sind.«²³ Damit wird der noch bei Helmholtz vorhandene Kausalbezug zu externen Objekten als den Ursachen für Sinnesdaten in einen funktionalen Zusammenhang der Sinnesdaten selbst aufgelöst: »Der Spuk [von Wirkungen aus der Außenwelt] verschwindet jedoch sofort, wenn man die Sache sozusagen in mathematischem Sinne auffaßt, und sich klar macht, daß nur die Ermittlung von Funktionalbeziehungen für uns Wert hat, daß es lediglich die Abhängigkeiten der Erlebnisse voneinander sind, die wir zu kennen wünschen. Zunächst ist dann klar, daß die Beziehung auf unbekannte, nicht gegebene Urvariable (Dinge an sich) eine rein fiktive und müßige ist.«²⁴ Körper, im Sinne der Physik, sind so gesehen Konstrukte, die das Gehirn aus Sinnesdaten herstellt, sodass Körper als Konstrukte relativ zu den jeweiligen Konstruktionsfähigkeiten des Nervensystems und des Gehirns verstanden werden müssen, oder, in den Worten Machs: »Verändern Sie das Auge des Menschen, und Sie verändern seine Weltanschauung.«²⁵ Ein heutiger Konstruktivist wird diesen, von Mach provozierend vorgetragenen Sachverhalt wohl so formulieren: »Wahrnehmungen« sind immer und auf jeder organisatorischen Komplexitätsstufe Konstruktionen von selbstreferenziell tätigen Nervensystemen; unsere menschlichen Wahrnehmungen der Welt sind keine Abbilder der Welt außerhalb von uns, sondern wir konstruieren uns ein Weltbild aus den intern induzierten Zustandsveränderungen unseres Nervensystems; und die Erfahrung oder das Erlebnis einer solchen Zustandsveränderung bezeichnen wir dann als »Wahrnehmung«: »Das heißt ganz allgemein, die Welt, die wir erleben, ist so und muß so sein, wie sie ist, weil wir sie so gemacht haben.«²⁶ Oder

Wahrnehmen als
Konstruktion

23 | Ernst Mach, Die Analyse der Empfindungen, Darmstadt 1985, S. 23

24 | Ebd., S. 28

25 | Ernst Mach, Populärwissenschaftliche Vorlesungen, Leipzig 1910, S. 93

26 | Ernst von Glasersfeld, Einführung in den radikalen Konstruktivismus

in einer Formulierung von Gerhard Roth: »Die Wahrnehmungsinhalte müssen daher vom Gehirn selbst konstituiert werden. Wahrnehmung ist demnach Bedeutungszuweisung zu an sich bedeutungsfreien neuronalen Prozessen, ist Konstruktion und Interpretation. Es ist das elementare Charakteristikum des Gehirns als eines selbstreferentiellen Systems, daß es nur mit den von ihm selbst generierten kognitiven Ereignissen umgeht.«²⁷

Nun hat Mach selbst auf eine folgenreiche Konsequenz seiner Theorie hingewiesen. Ist diese nämlich richtig, dann können wir prinzipiell nicht wissen, was nicht-menschliche Lebewesen wahrnehmen: »Wie ganz anders muß die Natur den Tieren erscheinen, welche mit wesentlich anderen Augen versehen sind als der Mensch, etwa den Insekten. [...] Uns ist es schon ein Rätsel, wie den Menschen verwandteren Tieren die Natur entgegentritt, etwa den Vögeln, welche fast kein Ding mit beiden Augen zugleich sehen, die im Gegenteil, weil die Augen zu beiden Seiten des Kopfes stehen, für jedes ein besonderes Gesichtsfeld haben. Die Menschenseele ist eingesperrt in ihr Haus, in den Kopf; sie betrachtet sich die Natur durch ihre beiden Fenster, durch die Augen. Sie möchte nun auch gerne wissen, wie sich die Natur durch andere Fenster ansieht.«²⁸ Wir können nicht nur nicht wissen, wie andere (nicht-menschliche) Lebewesen wahrnehmen, genau genommen muss für Mach ebenso fragwürdig bleiben, ob eine andere Person so wahrnimmt, wie ich wahrnehme. Es droht also das Problem des Solipsismus, dass ich mir nur meiner Wahrnehmungen bewusst und sicher sein könne, niemals aber, ob andere Menschen dasselbe wahrgenommen haben oder jetzt gerade das so wahrnehmen, was ich und wie ich wahrnehme. Mach beschreibt mit diesem Bild die Wahrnehmung des Menschen darüber hinaus dualistisch als Körper-Seele-Beziehung. Als Differenz zum klassischen Subjekt-Objekt-Dualismus ergibt sich daraus aber, dass diese Dualität nun im Gehirn selbst wiederum

mus, in: Paul Watzlawick (Hg.), Die erfundene Wirklichkeit, München 1984, S. 16–38, hier S. 29

27 | Gerhard Roth, Selbstorganisation – Selbsterhaltung – Selbstreferentialität, in: Andreas Dress/Hubert Hendrichs/Günter Küppers (Hg.), Selbstorganisation. Die Entstehung von Ordnung in Natur und Gesellschaft, München 1986, S. 170.

28 | Ernst Mach, Populärwissenschaftliche Vorlesungen, a. a. O. (Fn. 25), S. 93 f.

auftritt und nicht mehr nur in der externen Relation zwischen Körper und Geist. Damit wird ein unendlicher Regress eingeführt, denn auch die Seele muss Organe besitzen, die Wahrnehmungen erzeugen, welche wiederum durch Wahrnehmungsorgane höherer Stufe wahrgenommen werden müssen usw. Diese beiden Problembereiche, Solipsismus und unendlicher Regress bezüglich der Erklärung, muss der Konstruktivismus überwinden, will er seine Vorgehensweise über Mach hinausgehend plausibel machen.

Mit der Einführung der Kategorie des Beobachters scheint der Konstruktivismus zunächst auch eine produktive Lösung gefunden zu haben. Roth bestimmt die Funktion des Gehirns nämlich zunächst nicht als Konstrukteur von »Wahrnehmungen«, sondern er definiert das Gehirn als Organ, welches ein viables (lebenssicherndes) Verhalten ermöglichen soll: »Es ist die Aufgabe des Gehirns, ein Verhalten zu erzeugen, das den Organismus unmittelbar oder mittelbar am Leben erhält, und zwar unter ganz spezifischen inneren und äußeren Bedingungen.«²⁹ Das Verhalten eines Lebewesens, also die Art der Interaktion des Lebewesens mit seiner Umgebung, kann von einem externen Beobachter hinsichtlich der Viabilität für das beobachtete Lebewesen beurteilt werden. Weiter kann dann der Beobachter, der ein Verhalten als viabel beurteilt, nach den Strukturen und Mechanismen fragen, die einem Lebewesen dieses Verhalten ermöglichen und so die These formulieren, dass das von ihm beobachtete Lebewesen intern aus den Zuständen in seinem Nervensystem offenkundig »Bedeutungen« konstruiert hat, die sich dem Beobachter in dem viablen Verhalten zeigen.

Der Beobachter, und nur dieser, bestimmt die Viabilität von Verhaltensleistungen eines Lebewesens bezüglich des Kontextes, in dem das Lebewesen sich verhält. Dabei interpretiert er das Verhalten des beobachteten Tieres als auf bestimmte Dinge oder Ereignisse in dem Kontext gerichtet, in dem das Tier sich bewegt. Die *Interpretation* des Verhaltens eines Lebewesens als zielgerichtet oder gar Zwecke verfolgend durch einen externen Beobachter erlaubt aber noch nicht den Schluss, dass auch *das Lebewesen selbst* mit und in seinem Verhalten *absichtsvoll* Zwecke

29 | Gerhard Roth, Kognition: Die Entstehung von Bedeutung im Gehirn, in: Wolfgang Krohn/Günter Küppers (Hg.), Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung, Frankfurt/M. 1992, S. 104

verfolgt. Um diese zweite Behauptung begründen zu können, muss gezeigt werden, dass wir in der Beurteilung der Verhaltensleistungen von Lebewesen nicht nur als externe Beobachter fungieren können, sondern dass es grundsätzlich möglich ist, den Beobachterstandpunkt so zu internalisieren, dass die Beurteilung einer beobachteten Verhaltensleistung als Resultat von Zwecksetzungen und absichtsvoller Zweckverfolgung durch das beobachtete Lebewesen selbst und darüber hinaus als gleichartig mit den Beobachtungen des eigenen Verhaltens des Beobachters bestimmt werden kann; was nichts anderes heißt, als dass der externe Beobachter über das Modell der (internen) Selbstbeobachtung eingeführt wird.

Genau dies, die Externalisierung des internen Beobachters, scheint das Erklärungsziel von Roth zu sein, so etwa, wenn er immer wieder betont, dass das Gehirn selbst – und zwar jedes einzelne Gehirn als einzelnes – aus dem Vergleich und der Kombination neuronaler Elementarereignisse Bedeutungen erzeugt. Experimentelle Befunde würden zeigen, dass ein wahrgenommener Sachverhalt, z. B. ein Ball, in seine Details oder Komponenten (wie Form, Farbe, Bewegung usw.) zerlegt wird. Diese Details würden in den primären und sekundären corticalen Arealen repräsentiert werden. Die ›Bedeutung‹ des wahrgenommenen Sachverhalts als ›Ball‹ dagegen wird in den assoziativen Arealen des Gehirns bearbeitet. Dieses experimentelle Ergebnis könne nur so verstanden werden, dass damit gezeigt sei, dass das Gehirn selbst aus den bearbeiteten Details die Bedeutung des Wahrgenommenen konstruiere. Nun ist aber die Beziehung zwischen den unterschiedlichen Hirnarealen und auch schon die Unterscheidung der Funktionsweise der einzelnen Hirnareale etwas, was den jeweiligen neuronalen Strukturen selbst gerade nicht abgelesen wurde, sondern in der Art der experimentellen Manipulation der Strukturen durch den Experimentator erst hergestellt und dann funktional interpretiert wurde. »Der Neurophysiologe ordnet als Experimentator der an sich bedeutungsneutralen Aktivität des Neurons eine funktionale Bedeutung zu, nämlich ›visuell‹, ›farbcodierend‹ oder ›motorisch‹, weil er gleichzeitig Zugang zum Reiz und zur neuronalen Erregung bzw. zur neuronalen Erregung und zur motorischen Reaktion hat und einen funktionellen Zusammenhang daraus folgert. [...] Die Bedeutung der neuronalen Aktivität scheint also in diesem Fall von uns, dem Experimentator oder Beobachter, konstituiert zu sein und

nicht vom Neuron.«³⁰ Die erste Redeweise, dass die assoziativen Areale die ›Bedeutungen‹ der wahrgenommenen Sachverhalte erzeugten, ist somit genau deshalb ungenau, weil die Interpretationsleistung bzw. die Funktionszuweisung, so die zweite Beschreibung, durch den externen Beobachter vorgenommen wurde; in der ersten Beschreibung dagegen wird der externe Beobachter offenkundig ersetzt durch das ›Gehirn‹ bzw. gleichgesetzt mit ›das Gehirn selbst‹.

Offenkundig verfolgt Roth eine Leithypothese, die sich sowohl von derjenigen unterscheidet, die die Unaufhebbarkeit des externen Beobachterstandpunkts formuliert, als auch von derjenigen klassischer Repräsentationstheorien, die die Bedeutungskonstitution über die wahrgenommenen Objekte – gleiche Reize als Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen – erklären wollten. Diese Leithypothese stellt sich als Versuch der Fortschreibung von Selbstbewusstseinstheorien mit den Mitteln dar, die einerseits Teile der analytischen Philosophie des Geistes zur Verfügung stellen, andererseits Ergebnisse der neuen experimentellen kognitionswissenschaftlichen Forschung. So schreibt Roth weiter: »Verhalten hat in aller Regel eine Bedeutung, nämlich für den Organismus, und das Gehirn muß dieses bedeutungsvolle Verhalten produzieren. Gleichzeitig erlebt jeder von uns in sich sogenannte mentale Zustände, das heißt Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Erinnerungen usw., als bedeutungsvolle Zustände, und es wird allgemein angenommen, daß diese mentalen Zustände ursächlich mit den Prozessen im Gehirn zusammenhängen.«³¹ Zugestanden werden kann, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen mentalen Zuständen und physiologischen Prozessen im Gehirn experimentell gesichert ist. Fraglich und begründungsbedürftig ist dagegen die Redeweise, dass jeder Einzelne als Einzelner über mentale Zustände verfügt. Wenn Roth behauptet, dass nichts dagegen spräche, dass ein einzelnes Gehirn sich selbst beschreiben könne³², dann repro-

Bedeutung

30 | Ebd., S. 114

31 | Ebd., S. 104

32 | Z.B. in Gerhard Roth, Selbstreferentialität und Dialektik, in: Annalen der internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie, Band V, Köln 1988, S. 89–102. Eine kritische Diskussion gegenwärtiger Selbstbewusstseinskonzepte liefert Ernst Tugendhat, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, Frankfurt/M. 1986.

duziert er im kognitionswissenschaftlichen Zusammenhang die Versuche der klassischen Selbstbewusstseinstheorien, nach denen geglaubt wurde, dass über das subjektinterne Verhältnis von Bewusstsein und Selbstbewusstsein jedes einzelne Subjekt unabhängig von sprachlichen und/oder kooperativen Handlungs- und Interaktionsverhältnissen zwischen Individuen Aufschluss über sich erlangen könne. Aus der Selbstbeobachtung des eigenen Verhaltens als eines Zwecke und Ziele verfolgenden Handelns wird auf die eigenen mentalen Zustände, wie z. B. die Absicht, jetzt und so zu handeln, geschlossen. Die Beobachtung des Verhaltens anderer (menschlicher und nicht-menschlicher) Lebewesen erlaube dann die Beschreibung des beobachteten Verhaltens als Ziele und Zwecke verfolgend und lege somit den Schluss nahe, dass auch bei sich in solcher Weise verhaltenden Lebewesen mentale Zustände wie bei dem Beobachter vorliegen. Die Selbstbeobachtung des Zusammenhangs von Verhalten und seinen Effekten sowie den dieses Verhalten begleitenden mentalen Zuständen sei methodisch primär und werde dann – wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist – externalisiert.

Apparate: Modelle von oder Modelle für Wahrnehmungsorgane? | Wahrnehmung, so können wir die bisherigen Überlegungen zusammenfassen, kann zum Gegenstand empirischer und experimenteller Forschung gemacht werden, wenn zunächst ein Modell des Wahrnehmens eingeführt wurde. Indem das Modell des Wahrnehmens erst den Gegenstand experimenteller Forschung (hier: Wahrnehmung) konstituiert, kann die Konstitution dieses Gegenstands nicht selbst mit den Mitteln experimenteller Forschung geleistet werden. Die Konstitution des Gegenstands als Ermöglichungsbedingung experimenteller Forschung ist dieser methodisch vorgeordnet; wir befinden uns also im Bereich prototheoretischer Überlegungen. Das theoretische Problem, auf das es nun zunächst ankommt, ist die Klärung des jeweiligen Verständnisses von Modell und Modellierung, mithin der Gegenstandskonstitution. In der empiristischen Modelltheorie von Helmholtz sind das Modell, das technische Artefakt Camera obscura, und das mit Hilfe des Modells Dargestellte, das Auge, Realisate der gleichen Gesetzesklasse, der optischen Gesetze. Die Leistungsgleichheit zwischen Kamera und Auge basiere auf den optischen Gesetzen, die nur unterschiedlich strukturell realisiert würden. Empiristisch ist diese Theorie, weil in ihr die Erkennt-

nismittel (Apparate und Messinstrumente) durchgängig unter die zu erkennenden Objekte subsumiert werden, also gar nicht als menschliche Konstrukte zur Erfahrungsermöglichung verstanden werden. Tetens hält zu diesem Thema generell fest: »Für die meisten Wissenschaftstheoretiker sind die Apparate zwar Artefakte, gleichwohl gelten sie vom Standpunkt der Physik aus hinreichend dadurch charakterisiert, dass auch unsere Experimentierapparate nach den Naturgesetzen funktionieren, die zu erforschen eigentliche Aufgabe der Physik ist. Die Experimentierapparate fallen unter die Naturgesetze, und deshalb scheint eine wissenschaftstheoretische Analyse der Experimentierapparate in einer wissenschaftstheoretischen Analyse der Naturgesetze enthalten zu sein.«³³

Wenn in diesem Sinne Naturgesetze als Ordnungs- und Organisationszusammenhänge der Natur selbst, unabhängig von Unterscheidungen und Handlungen, die der Experimentator zu bestimmten Zwecken vornimmt, schlichtweg als vorgefunden behauptet werden, und es die Aufgabe der Wissenschaft sei, solche Gesetze zu *entdecken*, dann sind z.B. bezüglich der optischen Gesetze Abbildungsapparate, wie etwa eine Kamera oder ein Auge, als Funktionen immer schon in den Gesetzen enthalten. Physik und Biologie oder Physik und Kognitionswissenschaft unterschieden sich daher nicht auf der Ebene der Funktionen der von ihnen untersuchten Gegenstände, sondern sie sind durch die verschiedenen strukturellen Realisate aus der gleichen Gesetzesklasse unterschieden. In genau dieser Hinsicht sind die Vorstellungen von Helmholtz noch mit gängigen informationstheoretischen und repräsentationistischen Vorstellungen von heute vergleichbar.

Es ist aber durchaus möglich, die Überlegungen von Helmholtz »gegen den Strich zu bürsten« und eine grundsätzlich andere Argumentation zu entwickeln. Wenn Helmholtz nämlich sagt, dass der Vergleich von Camera obscura als technischem Artefakt und dem Auge sowie der an das Auge anschließenden neuronalen Organisation eines Lebewesens nur dann Sinn mache, wenn die Funktion und die funktionellen Zusammenhänge des Artefakts bekannt seien, dann könnte man dies auch so verstehen, dass die Funktionsbestimmung des Auges und der neuronalen Organisation nur dann erfolgen kann, wenn man über ein Ar-

»Modell von...«
und »Modell
für...«

33 | Holm Tetens, Experimentelle Erfahrung, a. a. O. (Fn. 10), S. 37

tefakt, wie der Kamera als einer technisch zweckbestimmten Funktion, als ein Modell des Auges die Funktionsbestimmung einer biologischen Struktur vornimmt. Methodisches Vorbild für dieses Vorgehen könnten die Überlegungen von Aristoteles (384–322 v. u. Z.) aus *De Anima* sein, in denen Aristoteles zeigt, wie wir über unsere im lebensweltlichen Handeln erworbenen Kenntnisse von Werkzeugen den Begriff des Organs für jedermann nachvollziehbar einführen können.³⁴

Der systematische Unterschied zwischen dieser Vorgehensweise und der empiristischen besteht darin, dass durch eine solche Funktionszuweisung über ein Modell eben keine symmetrische Beziehung zwischen Modell und der in ihrer Funktion über das Modell bestimmten biologischen Struktur mehr herbeigeführt werden soll, die durch die unterstellte Zugehörigkeit der beiden Realisate zur gleichen Klasse von Naturgesetzen gesichert sei. Bestünde nämlich eine solche symmetrische Beziehung, dann wäre es aufgrund der Geltung der gleichen Naturgesetze grundsätzlich auch möglich, die Funktionsweise einer Kamera anhand der Funktionsweise des Auges zu erläutern. Modell und das im Modell Dargestellte wären also prinzipiell in ihren Positionen miteinander vertauschbar. So schreibt etwa David Hubel: »Das Auge wird oft mit einem Photoapparat verglichen. Angemessener wäre es jedoch, es mit einer Fernsehkamera mit automatischer Nachführung zu vergleichen, also mit einem Gerät, das sich von selbst scharf stellt, sich automatisch an die Lichtstärke anpaßt, ein selbstreinigendes Objektiv besitzt und einen Computer speist, der so hochentwickelte Parallelverarbeitungsmöglichkeiten aufweist, daß unsere Ingenieure erst jetzt anfangen, sich für die Hardware, die sie entwerfen, ähnliche Strategien auszudenken.«³⁵ Hatte Helmholtz die Funktionsweise des Auges anhand der Kamera erläutert, so fordert Hubel nun die Ingenieure umgekehrt auf, »der Natur nach zu konstruieren«, d. h., sich das Auge zum Modell für die Konstruktion technischer Apparate zu nehmen. Trotz der Vertauschung von Modell und dem im Modell Dargestellten ist die ontologische Grundlage gleich geblieben: Helmholtz wie Hubel gehen wie selbstverständlich davon aus, dass es diskrete, an sich selbst unterschiedene Informationen

34 | Siehe hierzu grundsätzlich Peter Janich/Michael Weingarten, Einführung in die Wissenschaftstheorie der Biologie. München 1999, Kapitel 4

35 | David Hubel, Auge und Gehirn, Heidelberg 1989, S. 43

gäbe, die von einem Naturgegenstand, wie dem Auge oder dem Gehirn, und einem Artefakt zwar in spezifischer Weise verarbeitet oder codiert werden, die dann aber am Ende wieder in die gleiche abbildende Repräsentation der diskreten Informationen umgesetzt werden könnten. ›Input‹ und ›output‹ unterscheiden sich bei dem Naturgegenstand und dem Artefakt nicht; als different vorgestellt werden sie nur in dem jeweiligen Modus der Verarbeitung. Genau dies ist wissenschaftstheoretisch aber in mehreren Hinsichten äußerst bedenklich.

In der empiristischen und naturalistischen Traditionslinie von Helmholtz bis Hubel u. a. wird verkannt, dass es sich bei den technischen Konstrukten, wie der Camera obscura oder der Fernsehkamera, entweder um Metaphern (im lebensweltlichen Gebrauch) oder um Modelle (im wissenschaftlichen Gebrauch) handelt, mit deren Hilfe der Gegenstand, über den geredet wird, erst konstituiert wird. Diese technischen Artefakte und ihre Verwendung als Beschreibungsmittel des Wahrnehmungsvorgangs sind uns aufgrund einer langen kulturellen Tradition schon so selbstverständlich geworden, dass sie uns in ihrem metaphorischen und/oder modelltheoretischen Gehalt überhaupt nicht mehr bewusst werden; und auch wenn diese Sprechtradition als metaphorische akzeptiert wird, so wird damit dann doch wiederum in aller Regel die These verknüpft, dass die metaphorische Rede-weise nur eine abkürzende Redeweise sei, es im Prinzip also immer möglich sei, die Metaphern durch explizite Beschreibungen zu ersetzen.³⁶

In modelltheoretischer Hinsicht lässt sich nun die Differenz zwischen den klassisch-repräsentationistischen Theorien und den konstruktivistischen Theorien benennen. Basal für den Konstruktivismus sind nicht vorfindliche Naturgesetze, die aus Überlebensgründen adäquat repräsentiert werden müssen, sondern bezüglich des Anfangs kognitionswissenschaftlicher Forschung müssen wir auf unser aus der Selbstbeobachtung unseres Verhaltens gewonnenes Wissen über uns selbst zurückgreifen, auf die Art und Weise, wie wir uns selbst als empfindende, wahrnehmende, denkende usw. Wesen erfahren. Die Strukturierung dessen, was als ›Welt‹ bezeichnet werden kann, ist so erst Resultat kognitiver Aktivitäten, nicht deren Voraussetzung. Wenn wir uns

36 | Siehe John R. Searle, *Ausdruck und Bedeutung*, Frankfurt/M. 1993; Donald Davidson, *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/M. 1990

als Zwecke setzende und Zwecke ausführende Entitäten verstehen und wenn wir experimentell einen Zusammenhang zwischen unserer Fähigkeit, Zwecke zu setzen, und unseren neuronalen Strukturen herstellen können, dann sind wir gezwungen, auch zumindest den nicht-menschlichen Lebewesen, die über eine ähnliche neuronale Organisation wie wir verfügen, Bewusstsein oder zumindest analoge mentale Zustände zuzusprechen. Für diese Hypothese führt Roth zwei Belege an: »Tiere und Menschen hingegen stellen sich selbst her, und ihre Verhaltensziele werden durch ihr Nervensystem aufgrund von Prinzipien bestimmt, die sich während der Ontogenese und der Evolution entwickelt haben. Solange wir in Tieren und Menschen sinnvolles, zielorientiertes Verhalten beobachten, müssen wir annehmen, daß dies von internen Gehirnprozessen erzeugt wurde und nicht von außen kommt. Zweitens könnten wir die Existenz bedeutungsvoller Prozesse in allen Lebewesen leugnen, aber wir können ihre Existenz nicht in uns leugnen (gleichgültig, ob sie bewußt oder unbewußt sind). Wenn wir die Bedeutungshaftigkeit neuronaler Prozesse nicht in uns leugnen können, dann auch nicht bei unseren Mitmenschen. Aber wenn wir sie nicht für das menschliche Gehirn leugnen können, warum dann für das Gehirn von Menschenaffen und anderen Primaten? [...] Und wenn wir Bedeutungshaftigkeit dem Gehirn von Primaten zugestehen, wie können wir sie dann den Gehirnen anderer Säugetiere oder anderer Wirbeltiere oder auch denen von Insekten absprechen? Niemand hat bisher zeigen können, daß den Gehirnen dieser Tiere etwas fehlt, das in unseren Gehirnen und vielleicht in denen anderer Primaten Bedeutungshaftigkeit erzeugt.«³⁷

Technische Modelle Beide Theorietypen lassen sich so rekonstruieren, dass zwischen den Modellen und dem in den Modellen Dargestellten eine asymmetrische Beziehung besteht. Der helmholtzsche repräsentationistische Typus behauptet, dass wir nur über technische Modelle wie etwa eine Kamera zu einer Funktionsbestimmung des Gehirns kommen können – der konstruktivistische Typus setzt dagegen, dass wir zu Funktionsbestimmungen neuronaler Systeme nur über die Selbstbeobachtung unseres Verhaltens kommen können. Die Klärung der Frage nach dem Status solcher modelltheoretischen Überlegungen und den Konsequenzen des jeweils gewählten Modells kann nun nicht mit den Mitteln empi-

37 | Gerhard Roth, *Kognition...*, a. a. O. (Fn. 29), S. 116

rischer Forschung geleistet werden; vielmehr sollen ja die modeltheoretischen Überlegungen eine reflektierte experimentelle Forschung erst ermöglichen. Wir stehen vor einer nur begrifflich zu bearbeitenden Aufgabe: Wie können Modelle für die Konstitution wissenschaftlich erforschbarer Gegenstände, hier der Wahrnehmungsorgane, begründet eingeführt werden?

Ein Experiment und seine Konsequenzen für den Begriff des Wahrnehmens | Wahrnehmung wird sowohl im klassischen Empirismus und kognitionswissenschaftlichen Repräsentationismus als auch im modernen Konstruktivismus als ein natürlich sich vollziehender, sprachfreier Vorgang vorgestellt, der sich entweder kausal zwischen vorgegebenen Dingen und Nervensystemen ereignet, oder Zustandsänderungen (Perturbationen) im Nervensystem und Gehirn bewirkt, aus denen dann das Gehirn verhaltensrelevante Bedeutungen konstruiert.

An einem experimentellen Beispiel soll die Problematik des Verständnisses von der Sprachfreiheit von Wahrnehmungen erläutert werden. Zugleich soll auch die theoretische Relevanz der Verwendung von Metaphern (hier zunächst im Kontext lebensweltlicher Sprachgebräuche) für die Beschreibung bzw. – im wissenschaftlichen Zusammenhang – die theoretische Relevanz der Verwendung von Modellen (als Normierungen metaphorischer Redeweisen für bestimmte Zwecke) für die Erklärung von Wahrnehmungen erhellet werden. Dadurch wird deutlich, dass systematisch zwischen der Teilnehmerperspektive unterschieden werden muss, in der wir uns sprechend über das verständigen, was wir mit ›Wahrnehmen‹ meinen (mit intersubjektivem Geltungsanspruch), und der auf dieser lebensweltlich gegebenen Unterscheidungs- und Verständigungspraxis aufbauenden Beobachterperspektive, in der wir im Rahmen einer experimentellen Handlungspraxis versuchen, Aussagen über die Funktionsweise des Wahrnehmungssystems zu treffen (mit transsubektivem, also personeninvariantem Geltungsanspruch). Für den methodischen Aufbau kognitionswissenschaftlicher Theorien heißt das, dass wir zunächst die Teilnehmerperspektive zu rekonstruieren haben – selbstverständlich ohne Rückgriff auf naturwissenschaftliche Sätze über Wahrnehmung –, und erst dann in einem zweiten Schritt den Übergang von der Teilnehmer- zur Beobachterperspektive vornehmen können, in der die Konstitution des Gegenstands, der experimentell erforscht werden soll, schon in gere-

Teilnehmer-
perspektive

gelter Weise erfolgt sein muss. Dieser Übergang lässt sich auch so beschreiben, dass von der Verwendung von Metaphern im Bereich der lebensweltlichen Verständigungspraxis zu normierten Modellkonzeptionen zum Zwecke der Ermöglichung (kognitions-)wissenschaftlicher Forschung übergegangen wird. Diese notwendige Unterscheidung von Teilnehmer- und Beobachterperspektive soll nun an einem Experiment erläutert werden. Zugleich erhellt dieses Experiment, dass überall dort, wo wir von Wahrnehmen sprechen, nicht von der Sprachgebundenheit des Wahrnehmens abgesehen werden darf.

Schädigungen im Okzipital-Lappen³⁸ beim Menschen führen zu Störungen im Gesichtsfeld, zur absoluten Blindheit in einem Teil des Gesichtsfelds. Geht man davon aus, dass ähnliche Lebewesen auch bezüglich des Gehirns funktional ähnlich oder gar gleich organisiert sind, dann ist zu erwarten, dass bei experimentell herbeigeführter Schädigung des Okzipital-Lappens, z. B. bei einem Säugetier, derselbe Effekt, absolute Blindheit in einem Teil des Gesichtsfelds, erzielt wird. Genau dies ist aber nicht der Fall: Wird nämlich bei einem Versuchstier, in aller Regel Katzen, ein Teil des Okzipital-Lappens abgetragen, dann ergibt die Prüfung der visuellen Leistung am Versuchstier, dass es immer noch auf visuelle Reize im gesamten Gesichtsfeld reagiert. Neurobiologisch wurde diese Leistung durch den Hinweis erklärt, dass die visuelle Information vom Auge aus nicht nur über den Neocortex zum Okzipital-Lappen weitergeleitet wird, sondern dass es noch weitere parallele Bahnen gibt, die an anderen benachbarten Stellen im Gehirn enden. Für diesen Fall ist eine Verbindung relevant, die nicht über das Mittelhirn läuft, sondern direkt im Neocortex, in der Nähe des Okzipital-Lappens endet.

Warum aber ›sieht‹ der Mensch nicht das, was ein (nicht-menschliches) Säugetier bei gleicher Schädigung doch noch immer sehen kann? Unbefriedigend wäre der Schluss, dass die Gleichheit der Funktionen bei gleicher oder doch ähnlicher Organisation im Aufbau des Gehirns doch nicht bestünde. Denn dann könnten wir von Experimenten am Tier keinen Aufschluss mehr über die funktionelle neuronale Organisation der kognitiven Leistungen beim Menschen erwarten.

38 | Für die hier und an späteren Stellen verwendete neurobiologische Terminologie verweise ich auf die gute Einführung von Walle J.H. Nauta, Michael Feirtag, Neuroanatomie, Heidelberg 1990

Die Erklärung dieser unterschiedlichen experimentellen Ergebnisse beim Tier und beim Menschen lautet: Die Durchführung des Experiments bei Mensch und Tier unterscheidet sich in einer wesentlichen methodischen Hinsicht. Beim Tier wurde mit Hilfe des Perimeters – also *sprachfrei* – beobachtet, ob die Augenbewegungen den angebotenen Reiz fixieren. Der menschliche Patient aber, an dem diese Untersuchung zuerst vorgenommen wurde, wurde *befragt*, ob er die Lichtreize sieht oder nicht mehr sieht. Kontrolliert man nun nur die Augenbewegung des Patienten, führt man also den Versuch am Menschen wie beim Tier durch, indem man auf die sprachlichen Äußerungen bzw. Beschreibungen des Wahrgenommenen durch den Patienten verzichtet, dann stellt sich heraus, dass der Mensch in der gleichen Weise in der Lage ist – nach einer kurzen Trainingsphase, die auch beim Tier erforderlich ist –, den angebotenen Lichtreiz im ›blinden‹ Gesichtsfeld zu fixieren. Befragt man dann den Patienten nach Beendigung des Experiments, ob er in dem als absolut blind diagnostizierten Teil seines Gesichtsfelds irgendetwas wahrgenommen habe, so kann er aber keine Auskunft geben bzw. verneint die Frage. Aus der Sicht des Experimentators (des ›Beobachters‹) tat der Patient »also etwas und wurde dabei sogar immer besser, ohne ein Bewußtsein dieser Tätigkeit zu haben und ohne darüber verbal Auskunft geben zu können. Seine Fähigkeit, auf Lichtreize richtig zu reagieren, indem er zu ihnen hinschaute, war dissoziiert von bewußten Prozessen. Seine Leistung war dem Bewußtsein nicht zugänglich. [...] Der im Perimeter als blind beschriebene Bereich des Gesichtsfeldes nach Verletzung des Okzipital-Lappens ist also nicht absolut blind. Die Absolutheit bezieht sich nur auf die *Äußerungsmöglichkeit* über visuelle Ereignisse in diesem Bereich.«³⁹

Dieser Fall zeigt exemplarisch, dass wir, wenn wir Wahrnehmungsleistungen von Menschen untersuchen, *zunächst immer* die Teilnehmerperspektive des Miteinandersprechens und damit des wechselseitig aufeinander bezogenen Handelns unterstellen. Dies gilt auch dann, wenn wir zum Zwecke der medizinischen Diagnose oder des therapeutischen Eingriffs einen experimentellen, an der Erforschung eines ›Objektes‹ orientierten Zugriff wählen. Wir wissen dabei aber immer, dass der Patient nicht nur ein-

39 | Ernst Pöppel, Lust und Schmerz. Über den Ursprung der Welt im Gehirn, Berlin 1993, S. 119 f.

fach ein lebendes Objekt (Körper) der medizinischen oder neurobiologischen Forschung ist, sondern Subjekt (Leib, Person) in genau dem Sinn ist, in dem der Experimentator sich selbst als Subjekt (Leib, Person) versteht. Das Tier dagegen kommt *nicht als Mithandelnder* im Experiment in Betracht, sondern als *sich verhaltendes Lebewesen*.

Modelle und Metaphern⁴⁰ | Die konstruktivistische Konzeption von Wahrnehmung scheint zunächst sowohl den methodischen Überlegungen zur Verwendung von Modellen (als ›Modellen für...‹) und Metaphern – wir konstruieren in der Verwendung von Metaphern Bedeutungen für anders nicht einführbare Gegenstände – als auch dem experimentellen Befund näher zu stehen als repräsentationistische Ansichten. Denn gerade das exemplarisch angeführte *blind sight*-Experiment lässt ja fragwürdig werden, was in solchen Fällen mit Repräsentation gemeint sein kann, wenn zwar dem Auge angebotene Lichtreize in dem ›blinden‹ Teil des Gesichtsfelds richtig fixiert werden, und es somit sieht, der Patient aber *keine bewusste, also sprachlich artikulierbare ›Wahrnehmung‹* des Lichtreizes hat. Allerdings reflektiert der neurobiologische Konstruktivismus nicht die konstitutive Funktion des Sprechens für das Wahrnehmen.

›Modell für...‹ als
asymmetrische
Relation

Als Resultat der bisherigen methodischen Rekonstruktionen wissenschaftlicher Sprachgebräuche und Handlungspraxen können folgende asymmetrischen Relationen festgehalten werden:

1) ›Modelle für...‹ im neurobiologischen Forschungszusammenhang haben die Funktion der Gegenstandskonstitution. Erst das Modell erlaubt die Bestimmung des Wahrnehmungsorgans und die Funktionszuweisung eines Organs als z. B. eines *Wahrnehmungsorgans*. *Im naturalistischen Verständnis von Modellen* – angelegt sowohl bei Helmholtz und Mach als auch im Repräsentationismus und neurobiologischen Konstruktivismus – *sind Modell und im Modell dargestellter Gegenstand symmetrisch gegeneinander austauschbar*: Die Kamera kann als Modell von einem

40 | Zur philosophischen Diskussion des Metaphernbegriffs verweise ich auf Jörg Zimmer, *Metapher* (Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, Band 5), Bielefeld ²2003. Zum Verhältnis Metapher und Modell siehe Mathias Gutmann/Christine Hertler, *Modell und Metapher. Exemplarische Rekonstruktionen zum Hydraulikmodell und seinem Mißverständnis*, in: *Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie* 6, Berlin 1999, S. 43–76

Auge wie auch umgekehrt das Auge als Modell von einer Kamera verstanden werden. Die Austauschbarkeit der beiden Glieder sei gesichert aufgrund der für beide geltenden Naturgesetze. Kamera und Auge seien zwar strukturell verschiedene, aber funktionsgleiche Realisate optischer Naturgesetze.

2) Die im ›Modell für...‹ erfolgende Gegenstandskonstitution kann auf verschiedene Weise erfolgen, je nachdem, was als Modell für die Konstitution des Gegenstands unter Angabe der Zwecke und Gründe ausgewählt wurde. Durch empirisches Wissen oder allein über die ausgewählten Modelle kann keine Entscheidung darüber erfolgen, warum etwa unser eigenleibliches Verhalten einen besseren modelltheoretischen Ansatz der Gegenstandskonstitution für Wahrnehmungsorgane liefern soll als eine Modellierung über ein technisches Artefakt wie eine Kamera. Als zweite asymmetrische Relation soll daher festgehalten werden,

a) dass die Modellierung eines Gegenstands verstanden werden muss als Normierung von Sprech- und Handlungsweisen für wissenschaftliche Zwecke, basierend auf bzw. abgeleitet von vorwissenschaftlichen Sprech- und Handlungsweisen. Im Unterschied zu Argumentationen in wissenschaftlichen Kontexten wird in vorwissenschaftlichen Redeweisen für das jeweils behauptete kein *transsubjektiver*, sondern ausschließlich ein *intersubjektiv* einlösbarer Geltungsanspruch erhoben.

b) Im Gebrauch von Metaphern finden wir dann, wenn die Behauptung richtig ist, dass Modelle Normierungen metaphorischer Redeweisen seien, dieselbe Relation vor wie bei Modellen: ›Eigentliche Metaphern‹ haben im lebensweltlichen Sprechen die Funktion der Konstitution und Reflexion von Gegenständen, über die wir ohne Metaphern keine Aussagen treffen könnten. Daher können ›eigentliche Metaphern‹ nicht durch Formen expliziter (metaphernfreier) Rede ersetzt werden. ›Eigentliche Metaphern‹ sind somit ›notwendige Metaphern‹.⁴¹

3) Die dritte asymmetrische Relation ist mit der Bestimmung des Verhältnisses von Tun, Handeln und Verhalten gegeben. Im neurobiologisch-konstruktivistischen Diskurs wird ersichtlich

41 | Die Unterscheidung von ›Modellen für...‹ und ›Modellen von...‹ entspricht somit streng der Unterscheidung von eigentlichen (notwendigen) und bloßen Metaphern; siehe zu letzterem Unterschied Josef König, Bemerkungen zur Metapher, in: Kleine Schriften, hg. von Günter Dahms, Freiburg/München 1994, S. 156–176.

nicht zwischen Handeln und Verhalten unterschieden, obwohl in dem Versuch der Erklärung des Zustandekommens von ›Bedeutungen‹ in neuronalen Systemen auf jedermann zugängliches Wissen über eigenleibliches Handeln zurückgegriffen wird. Nur die Explikation des Handelns erlaubt, genau genommen, erst die Einführung des Verhaltensbegriffs und somit die Bestimmung des Unterschieds von Handeln und Verhalten als Selbstunterschied des Tuns und nicht als Unterschied von Kultürllichem (Handeln) und Natürllichem (Verhalten).

Die Rekonstruktion dieser drei asymmetrischen Relationen ergibt für die Bestimmung des (methodischen) Anfangs von Aussagen über Wahrnehmungen, dass die Handeln-Verhalten-Relation basal ist, und auf ihr aufbauend als Beschreibung unseres Handlungswissens die Relation ›eigentliche Metapher‹ – ›bloße Metapher‹ eingeführt werden kann, über die dann erst wissenschaftliche Aussagen über Wahrnehmungsorgane nach Maßgabe der Gegenstandskonstitution (Relation ›Modell für...‹ – ›Modell von...‹) ermöglicht werden. Den ersten beiden Relationen wollen wir uns nun zuwenden.

Diskursivität
und Intuition

Für die Bearbeitung dieses Problems kann an Ausführungen in Kants *Kritik der Urteilskraft* angeknüpft werden. In dem systematisch wichtigen, bisher aber zu wenig beachteten § 59 hält Kant fest, dass der Diskursivität die Intuition entgegengesetzt werden müsse, nicht aber – wie es in seiner Zeit üblich war – das Symbolische. »Das Intuitive der Erkenntnis muß dem Diskursiven (nicht dem Symbolischen) entgegengesetzt werden. Das erstere ist nun entweder schematisch, durch Demonstration; oder symbolisch, als Vorstellung nach einer bloßen Analogie.«⁴² Die symbolische Intuition sei kein bloßer Zierrat, kein sichtbares Zeichen als bloßer Ausdruck für Begriffe. Vielmehr verrichte die Urteilskraft vermittels symbolischer Intuitionen ein doppeltes Geschäft, »erstlich den Begriff auf den Gegenstand einer sinnlichen Anschauung, und dann zweitens die bloße Regel der Reflexion über jene Anschauung auf einen ganz andern Gegenstand, von dem der erstere nur das Symbol ist, anzuwenden.«⁴³ Mit diesem Verfahren werde es möglich, »Ausdrücke für Begriffe nicht mittelst einer direkten Anschauung, sondern nur nach

42 | Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: *Werke*, Band 5, hg. Wilhelm Weischedel, Wiesbaden 1974, S. 459

43 | Ebd. S. 460

einer Analogie mit derselben, d. i. der Übertragung der Reflexion über einen Gegenstand der Anschauung auf einen ganz andern Begriff, dem vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann«⁴⁴ zu verwenden. Solch intuitive Erkenntnis bedürfe dringend einer weitergehenden Untersuchung, denn: »Unsere Sprache ist voll von dergleichen indirekten Darstellungen, nach einer Analogie, wodurch der Ausdruck nicht das eigentliche Schema für den Begriff, sondern bloß ein Symbol für die Reflexion enthält.«⁴⁵

Diesem Problem, insbesondere den asymmetrischen Relationen, hat Josef König (1892–1985) von seinen ersten Arbeiten an besondere Aufmerksamkeit gewidmet, vor allem mit seinen Überlegungen zu modifizierenden und determinierenden Prädikaten, mit denen die begriffliche Basis für die Rekonstruktion asymmetrischer Relationen und deren Verkennung (»Nivellierung«) als symmetrischer gewonnen wird. »Unter determinierenden Eigenschaften denken wir solche, die dem Ding rein auf dem Grunde seiner selbst zukommen. Modifizierende Prädikate hingegen determinieren zwar nicht minder ihre Subjekte, und insofern gilt auch in bezug auf sie, daß sie den entsprechenden Sachen rein auf deren eigenem Grunde zukommen; es ist eine Bestimmung der res [des Dings] selbst, daß sie gütig oder schön oder gerecht ist. Allein damit geht nun bei ihnen notwendig zusammen, daß sie ihren Trägern allererst zuwachsen, wenn der fühlende Mensch vor diese hintritt. Durchaus wohnen sie ein oder inhärieren sie, und dennoch wohnen sie nur bezüglich ein.«⁴⁶

Modifizierende
und determinie-
rende Prädikate

Zum Problem wird nun, dass wir modifizierende Prädikate in der alltäglichen, aber eben gerade auch in der nicht-reflektierten wissenschaftlichen Rede so verwenden können, als seien sie bloß determinierende Prädikate; etwa wenn wir sagen »x ist gerecht«, so wie wir sagen »x ist blau«. In dieser Redeweise wird die Verschiedenheit im Prädikattyp von determinierenden und modifizierenden Prädikaten »nivelliert«. Die Möglichkeit nivellierenden Sprechens basiert zwar zum einen darauf, dass modifizierende Prädikate auch wie determinierende Prädikate an einem Sachverhalt etwas bestimmen – und insofern können wir in aller Regel auch verstehen, was etwa mit Ausdrücken wie »x ist gerecht«

44 | Ebd.

45 | Ebd.

46 | Josef König, Sein und Denken, Tübingen 1937, S. 4 f.

oder »y ist schön« gemeint ist –; verdeckt wird zum anderen aber in der Form nivellierenden Sprechens, dass modifizierende Prädikate auf andere Weise eingeführt werden müssen als determinierende Prädikate. Modifizierende Prädikate, so König, können nur als Metaphern eingeführt werden, als notwendige metaphorsische »Umschreibung« dessen, was »eigentlich« gemeint ist.

Notwendige
Metaphern

Mit notwendigen oder »eigentlichen Metaphern« drücken wir einen Sachverhalt aus, über den wir ohne Metaphern überhaupt nicht reden könnten. Um den »Formunterschied« von »bloßen« und »eigentlichen« Metaphern zu verdeutlichen, verweist König auf den Fall, dass wir uns das Denken als Vorgang dadurch verdeutlichen könnten, dass wir Denken als einen Vorgang des Produzierens und das Verhältnis von Denken und Gedachtem als Produktionsverhältnis, also als Verhältnis von Produktionsvorgang und Produkt beschreiben. Mit einer solchen Aussage soll selbstverständlich nicht behauptet werden, das Denken sei in genau der gleichen Weise eine Art der Gattung des handwerklichen Produzierens so wie Bauen und Spinnen etwa Arten handwerklichen Produzierens sind. »Zwar mag man sagen, daß wir Denken und Handwerken miteinander vergleichen; aber offenbar ist es so, daß wir dabei sehr viel mehr mit dem irgendwie sinnfälligen Handwerken, als umgekehrt dieses mit jenem vergleichen. Was das Hervorbringen ist, wir uns an dem sinnfälligen Handwerken vergegenwärtigen, nicht am Denken. Infolgedessen läßt sich z. B. denken, daß das Handwerken für sich allein schon ein Hervorbringen wäre; hingegen ist es unmöglich, das Denken für sich allein, d. h. ohne Hinblick auf das Handwerken, als ein Hervorbringen aufzufassen.«⁴⁷ Obwohl also das Vergleichen eigentlich ein symmetrisches Verhältnis der miteinander Vergleichenen unterstellt, zeigt sich in solchen Fällen der Vergleich als asymmetrisch.⁴⁸ Zwar kann ich mir in metaphorischer Rede das Denken als Akt des Produzierens vergegenwärtigen über Arten des handwerklichen Produzierens, nicht aber umgekehrt das handwerkliche Produzieren über das Denken. Um einen solchen Vergleich in dieser Weise durchführen zu können, muss ich also immer schon wissen, was mit handwerklichem Produzieren ge-

47 | Josef König, Bemerkungen zur Metapher, a.a.O. (Fn. 41), S. 169

48 | Über diese Argumentation lassen sich Einwände gegen Metaphertheorien formulieren, die ausschließlich auf die Vergleichsfunktion von Metaphern abheben.

meint ist, um verstehen zu können, inwiefern Denken ein Akt des Produzierens sein könnte. »Aber der Blick auf das Denken als Hervorbringen hat den vergleichenden Hinblick auf das Handwerken notwendig immer schon hinter sich, der auf dieses hingegen nicht notwendig den auf das Denken.«⁴⁹ Damit wird ausgewiesen, dass es einen Bereich diskursiven Sprechens gibt – wie wir etwa über das Denken begrifflich exakt sprechen können, obwohl wir den Gegenstand selbst nicht direkt aufzeigen können bzw. im Miteinander-Sprechen erst den Gegenstand, über den gesprochen wird, konstituieren –, in dem wir notwendig auf den Gebrauch von Metaphern angewiesen sind. In diesen Bereich des notwendig metaphorischen Sprechens gehört auch das Reden über Wahrnehmen.

Die Sprachgebundenheit des Wahrnehmens | Für das Wahrnehmen bedeuten solche metaphortheoretischen Überlegungen, dass ich z. B. nicht zuerst einen Sonnenuntergang als einen bestimmten Eindruck wahrnehme, diese Wahrnehmung mich als Wahrnehmenden dann in eine bestimmte Stimmung versetzt, die ich schließlich anderen gegenüber ausdrücken könnte. Vielmehr wird erst in und mit der Beschreibung eines Sonnenuntergangs als eines so-und-so-gearteten stimmungshaften oder schönen Ereignisses, die ich einem anderen gebe, aus diesem Ereignis eine Wahrnehmung genau dann, wenn der andere in der von mir gegebenen Beschreibung als der Beschreibung eines solchen stimmungshaften oder schönen Ereignisses überstimmt. Das »Ausdrücken von...« ist damit dem »Eindruck haben von...« nicht in der Weise nachgeordnet, dass zeitlich zuerst ein vorsprachlich zustande gekommener Eindruck vorhanden sein müsste, der dann in einem zweiten Schritt sprachlich zum Ausdruck gebracht werden könnte, indem ich meine Wahrnehmung einem anderen mitteilte. Vielmehr handelt es sich bei der Rede von Eindruck und Ausdruck um eine *analytische* Unterscheidung von Momenten des Wahrnehmens, die sich erst in der Reflexion auf die Rede von Wahrnehmungen ergeben. In diesem Sinne versucht König eine Modifikation der Rede von Eindruck und Ausdruck, indem er insbesondere den Erlebnisausdruck als einen Ausdruck rekonstruiert, der einen Lebensbezug meint, einen »Reflex des Wissens vom Erwirken«; also einen ersten reflexiven Akt, in dem wir

Eindruck und
Ausdruck

49 | Ebd., S. 169

uns auf unser alltägliches Handeln und Sprechen beziehen. »Dabei setze ich als zugestanden voraus, daß die Rede von einem Reflex des Wissens vom Erwirken im Erlebnisausdruck dasselbe bedeutet wie die [Rede], daß der Erlebnisausdruck dieses Wissen vom Erwirken reflektiert oder spiegelt. Diese zweite Rede aber ist doch wohl nur eine andere Weise, das zu sagen, was die Rede davon, daß die Sprache die Erlebnisse (z. B. das Berührtwerden oder das einen Eindruck Empfangen) rückwendig-produktiv vergegenständlicht, in ihrer Weise in den Blick rückt. Wir haben also das primäre Wissen vom Erwirken nur in der Gestalt eines vom Erlebnisausdruck Zurückgeworfenen. Oder dasselbe noch ein wenig anders gewendet: *das primäre Wissen vom Erwirken und von den Erlebnissen überhaupt ist für uns nur in der Gestalt eines im Spiegel des Ausdrucks Erblickten da. Daß die Vergegenständlichung die Erlebnisse in einem gewissen Sinne hervorbringt, korrespondiert dem, daß es Erlebnisse nur in der Gestalt von Zurückgespiegeltem gibt.*«⁵⁰

Sprache: Mittel
und Medium

Mit diesen Überlegungen sind zugleich auch die Grenzen der vielfältigen phänomenologischen Bemühungen um eine adäquate Analyse und Beschreibung des Wahrnehmens umrissen. Insbesondere wird eine Kritik der zentralen Stellung der Intentionalität, des immer auf einen Gegenstand-gerichtet-Seins eines Gedankens – ein Gedanke ist immer ein Gedanke von etwas – innerhalb der Phänomenologie möglich⁵¹, verknüpft mit der weitergehenden, von Dilthey und Misch formulierten These: Der ›Lebensbezug‹ rückt in die Rolle der Intentionalität. Genau damit wird gesagt, *dass die Sprache resp. das Sprechen nicht einfach nur Mittel des Ausdrückens sei, sondern in der Reflexion der Doppel-*

50 | Josef König, Georg Misch als Philosoph, Göttingen 1967, S. 231; Hervorhebungen von mir

51 | In systematischer Weiterführung der kritischen Rekonstruktion der Phänomenologie müssten hier die frühen Freiburger Vorlesungen Martin Heideggers diskutiert werden. Heidegger setzt ebenfalls bei den Problemen der Intentionalitäts-, Anschauungs- und Ausdrucksbegriffe an, verweist auf die Vorgängigkeit des Lebensvollzugs – scheidet aber mit seinen Bemühungen insofern, als er den Schritt von der Hermeneutik zur begrifflich argumentierenden Philosophie verweigert. Siehe hierzu Josef König, Die offene Unbestimmtheit des heideggerischen Existenzbegriffs, in: Dilthey-Jahrbuch 7, 1990/91, S. 279–289

bestimmung der Sprache als Mittel und Medium⁵² erst die Unterscheidung von Eindruck und Ausdruck ermöglicht. Zwar wurde auch innerhalb der klassischen Phänomenologie (Husserl, Schapp, aber auch bei Merleau-Ponty) das Wahrnehmen zunehmend stärker in seiner Leibgebundenheit thematisiert, aber dies wurde immer wieder zurückgebunden an die monologische Ausgangs- bzw. Anfangssituation des ›Bewusstseins von...‹, dass jeder als vereinzelter Einzelner über seinen Leib Eindrücke erfährt, die dann sekundär sprachlich zum Ausdruck gebracht werden könnten.⁵³

Hinführende Schritte in der Phänomenologie | Trotz der Richtigkeit solcher Einwände verdient es festgehalten zu werden, dass es in den verschiedenen phänomenologischen Schulen und Strömungen immer wieder Aufbrüche gab, die Engführungen des phänomenologischen Philosophierens hin zu intersubjektivitäts-, handlungs- und sprachtheoretischen Neuansätzen aufzusprengen. Dass diese Konzepte bis heute nicht so in der bundesrepublikanischen philosophischen Fachöffentlichkeit wahrgenommen werden, wie es ihnen eigentlich gebührt, hängt gerade auch mit der politischen Dimension der Philosophie im deutschsprachigen Raum zusammen. Denn Alfred Schütz (1899–1959) und Aron Gurwitsch etwa, die vor Faschismus und Nationalsozialismus emigrieren mussten, oder auch Georg Misch (1878–1965) und Josef König in Göttingen standen und stehen immer noch im Schatten des politisch begünstigten Martin Heidegger (1889–1976).

Für Schütz und Gurwitsch, die im Zusammenhang der Grundlegung der Kognitionswissenschaften (und nicht nur der Sozialwissenschaften!) einer eigenständigen Rekonstruktion bedürfen,

52 | Zum Mittelbegriff, der in dieser Formulierung intendiert ist, siehe Mathias Gutmann, Kultur und Vermittlung. Systematische Überlegungen zu den Vermittlungsformen von Werkzeug und Sprache, in: Peter Janich (Hg.), Wechselwirkungen. Zum Verhältnis von Kulturalismus, Phänomenologie und Methode, Würzburg 1999, S. 143–168; Christoph Hubig, Mittel (Bibliothek dialektischer Grundbegriffe Band 1), Bielefeld 2002.

53 | Siehe Hermann Schmitz, Der Leib. System der Philosophie, Band II.1, Bonn 1997; Gernot Böhme, Atmosphäre. Frankfurt/M. 1995; Michael Großheim (Hg.), Wege zu einer volleren Realität. Neue Phänomenologie in der Diskussion, Berlin 1994

soll als eine ihrer zentralen Thesen festgehalten werden, dass im Zusammenhang gemeinsamer Praxen nicht nur erst Wahrnehmen und Wahrnehmungsgegenstand unterschieden werden, sondern viel stärker noch, dass ›Wahrnehmen‹ unauflöslich an das Mit-einandersprechen geknüpft ist. Wir können grundsätzlich ›Wahrnehmen‹ nicht als sprachfreien Vorgang unterstellen, auch wenn wir dann, z. B. im Rahmen kognitionswissenschaftlicher Untersuchungen, ›Wahrnehmung‹ als einen neurophysiologischen Prozess untersuchen; *dass* und *wie* wir diesen Übergang vollziehen können, verweist auf die Thematisierungsweise bzw. die Konstituierung eines Gegenstands im Rahmen bestimmter Zwecksetzungen – von Schütz als »Typusbildung« gefasst –, die aus Problematisierungen unseres lebensweltlichen Verständigens über Wahrnehmen und Wahrnehmungen herrühren.

Subjekt-Subjekt-
Verhältnis

Die Rede vom ›Mit-einander-Sprechen‹ soll somit indizieren, dass wir Subjekt-Subjekt-Verhältnisse nur als einen vermittelten Zusammenhang begreifen können, der in der Absicht der Klärung des (gemeinsamen) Redens über z. B. ›Wahrnehmen‹ in seiner Vermittlungsstruktur erhellt werden muss; erst in der Analyse des Subjekt-Subjekt-Zusammenhangs kann über die Art der Vermittlung dieses Zusammenhangs eine Subjekt-Objekt-Unterscheidung getroffen werden. So und nur so können die Fallstricke des Realismus einerseits und des Idealismus andererseits umgangen werden. »Der Realist geht von einer vorgegebenen Welt ohne Mittelpunkt aus. Er erklärt Wahrnehmungen (und das Bewußtsein im allgemeinen) einfach als ein Epiphänomen von Vorgängen im Gehirn, das selbst ein Teil der Materie ist. Der Idealist geht davon aus, daß sich Wahrnehmungen um das bevorzugte Bild meines eigenen Körpers reihen und daß ihre Verwandlungen Veränderungen innerhalb des Körpers begleiten. Es fällt ihm aber schwer, die Ordnung der Natur zu erklären. [...] Der Realismus wie der Idealismus gehen von der falschen Voraussetzung aus, daß das Gehirn (und das zentrale Nervensystem im allgemeinen) Wahrnehmungen ›hervorbringt‹.«⁵⁴ Im Anschluss an den Mediziner Kurt Goldstein (1878–1965), der ebenfalls schon 1933 emigrieren musste, leitet Schütz folgende systematische These ab: »Die Wahrnehmung und das Verstehen sprachlicher Ereignisse sind normalerweise nicht getrennte Vor-

54 | Alfred Schütz, Sprache, Sprachpathologie und Bewußtseinsstrukturierung, in: ders., Gesammelte Aufsätze, Band 1, Den Haag 1971, S. 309 f.

gänge.«⁵⁵ Gegenstände als diese selbst nehmen wir nicht unmittelbar wahr, sondern immer nur als Gegenstand eines Typus. »Was aber einmal in seiner Typik erfaßt worden ist, besitzt einen Horizont möglicher Erfahrungen mit entsprechenden Bekanntheitsvorzeichnungen – also eine Reihe von noch unerfahrenen, aber erwartbaren typischen Merkmalen. Wenn wir einen Hund sehen, das heißt, wenn wir einen Gegenstand als ein Tier, genauer noch als einen Hund erkennen, erwarten wir von ihm ein bestimmtes Verhalten, eine typische (nicht individuell bestimmte) Art zu fressen, zu laufen, zu spielen, zu springen usw.«⁵⁶ Also an dem typischen Verhalten eines Gegenstands erkennen wir ihn als diesen Gegenstand, genauer: als einen Gegenstand dieser Art oder dieses Typus. Der Typus eines Gegenstands verweist auf die praktische Konstitutionsleistung, die wir vollzogen haben müssen, um einen Gegenstand als diesen Gegenstand wahrnehmen zu können. Diese Konstitutionsleistungen der Typusbildung hat Schütz in immer neuen Analysen versucht aufzuheben, ohne jedoch zu einer für ihn selbst wirklich befriedigenden Lösung gekommen zu sein.⁵⁷

Dazu ist es nötig, zunächst zwischen verschiedenen Reflexionsstufen zu unterscheiden, mit denen wir uns auf unsere Lebenspraxen beziehen. Mit der Bestimmung des Anfangs der Reflexion bei den Lebenspraxen resp. Lebensvollzügen, dem werktätigen Leben (Misch), ist von vornherein klar, dass Sozialität, Intersubjektivität und wechselseitig kooperatives Aufeinanderbezogenheit keine sekundären Momente darstellen, die aus einem Entschluss autonomer Einzelner herrührten. Vielmehr handelt es sich bei ihnen um konstitutive Momente in jeder begrifflichen Fassung von Lebenspraxis, Lebensform usw. Die Reflexion auf Lebenspraxis oder Lebensform muss dementsprechend genauer gefasst werden als Verständigungsbemühung von Teilnehmern dieser Praxen über die Gelingensbedingungen gemeinsamer Handlungen, etwa bei Zielkonflikten oder bei Erfahrungen des Scheiterns von bisher eingeübten Lebensvollzügen. Werden diese Verständigungsbemühungen als eine Form des Denkens

Hermeneutik und Philosophie als unterschiedene Reflexionsstufen

55 | Ebd., S. 324

56 | Ebd.

57 | Siehe etwa Alfred Schütz, *Theorie der Lebensformen*, Frankfurt/M. 1981; ders., *Das Problem der Relevanz*. Frankfurt/M. 1982; ders./Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt*, Frankfurt/M. 1979, 1984

verstanden, dann bezieht sich ein solcherart bestimmtes Denken immer auf eine Gemeinschaft miteinander Sprechender und Handelnder, nicht auf das je einzelne Individuum: *Wir verständigen uns miteinander über Dinge in der Welt.*

Hermeneutische
Logik

Diese erste Reflexionsstufe wurde von König als »hermeneutische Logik« bezeichnet, in bewusster Abgrenzung zu Heideggers Hermeneutikkonzeption einerseits, zur Philosophie als streng begrifflich-diskursivem Bemühen andererseits: »Die hermeneutische Logik ist eine Art Kunst der Auslegung des Lebens, und so ist diese Logik, wenn man so will, selber eine Art Hermeneutik. Aber bei solchem Sprechen muss man zugleich auch den Unterschied zur Hermeneutik im üblichen Sinne sehen und festhalten. In diesem üblichen Sinne ist Hermeneutik die Kunst der Auslegung geistiger Schöpfungen, z. B. eines Dichtwerks oder auch eines philosophischen Textes. Der Ausleger ist ein Mensch, und er muss, was er auslegt, z. B. einen philosophischen Text, schon vor seiner Auslegung irgendwie verstanden haben und überhaupt eben vor sich haben. Wenn ich nun Misch angemessen interpretiere, so ist das bei der als eine Art Hermeneutik aufgefassten Logik anders. Da ist der Ausleger die Sprache oder, dasselbe anders formuliert, der sprechende Mensch als solcher, und also nicht einfach ein Mensch; und der Mensch als solcher hat, was er auslegt, – das Leben – in gewisser Weise erst nach geschehener Auslegung vor sich; deshalb ist diese Auslegung des Lebens auch nicht so etwas wie ein Nachdenken oder ein Reflektieren über das Leben.«⁵⁸ Auslegung des Lebens im Miteinandersprechen meint – im Unterschied zu begrifflichen philosophischen Bemühungen – zunächst nur, dass wir bezüglich unserer Praxis eine gemeinsam akzeptierte Beschreibung dieser Praxis oder eines Tuns innerhalb des Praxiszusammenhangs zu erreichen versuchen, ohne mit der Beschreibung alleine schon die (weitergehende) Behauptung zu verknüpfen, dass diese Beschreibung für oder in allen anderen Praxen gelten müsste; Hermeneutik und Philosophie unterscheiden sich also bezüglich der Geltungsansprüche. In diesem Sinne können wir z. B. die Beschreibung einer Situation als ›schön‹, als ›bedrohlich‹ oder als ›erhaben‹ vornehmen, ohne damit behaupten zu müssen, dass für alle und immer, also transsubjektiv und situationsinvariant, dieses Etwas als schön, bedrohlich oder erhaben beschrieben werden müsse.

58 | Josef König, Georg Misch als Philosoph, a. a. O. (Fn. 50), S. 228

Wahrnehmung als immer schon durch Wissen vermitteltes besonderes Wissen | Die Ebene begrifflicher Bemühungen erreichen wir erst, wenn wir fragen bzw. von jemand anderem gefragt werden, was wir eigentlich mit einer solchen Beschreibung meinen bzw. wie wir zu einer solchen Beschreibung kommen. *Nicht was wir beschreiben, steht in Frage, sondern die Art und Weise wie wir beschreiben.* Nun reflektieren wir sozusagen über Reflexionen, die wir schon vorgenommen und als Beschreibung einer Situation innerhalb einer Praxis oder Lebensform akzeptiert haben. Über das Reflektieren auf unsere Reflexionen oder über das Denken unseres Denkens haben wir dann zu erläutern, was wir meinen, wenn wir beispielsweise sagen, wir nähmen ein Ding als Ding wahr. »Denn da Dinge wesentlich, essentiell, als Dinge gewußte Dinge sind, und da also das Dingsein eines Dinges nichts anderes heißt und nichts anderes ist, als das Als-ein-Ding-Gewußtwerden-eines-Dinges; und da endlich verschiedene Dinge der Möglichkeit nach Dinge sind, die in verschiedener Weise als Dinge gewußt werden, so trifft doch die Rede davon, daß Dinge, die in verschiedener Weise als Dinge gewußt werden, als Dinge verschiedene Dinge (oder eben radikal verschiedene Dinge) sind, mindestens nicht ganz ins Leere.«⁵⁹ So wissen wir von Dingen als Dingen nicht, weil und indem wir sie wahrnehmen, sondern: »wahrnehmbare Dinge seien diejenigen Dinge, die wir als Dinge wüßten, wenn und indem wir sie beispielsweise wahrnehmen.«⁶⁰ *Wahrnehmung ist also nicht der Ursprung des Wissens, sondern selbst immer schon durch Wissen vermitteltes besonderes Wissen.* Und da jegliches Wissen, also auch das Wahrnehmungswissen, sprachlich vermittelt ist, gilt weiter: »Denn Wahrnehmung ohne unmittelbar verständliche Sprache ist blind. Und nach meiner Auffassung, die ich früher schon ausgesprochen habe, würden wir, wenn wir nicht in einer Sprachgemeinschaft lebten, nicht nur nicht im Stande sein auszusprechen, daß dieses Katheder sich in diesem Raum befindet, sondern würden auch gar nicht imstande sein, wahrzunehmen, daß es sich in diesem Raum befindet.«⁶¹ Jedoch allein mit dem Hinweis, dass auch Wahrneh-

59 | Josef König, *Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung*, Freiburg, München 1994, S. 151

60 | Ebd., S. 149

61 | Ebd., S. 154 f.

mungswissen notwendig immer sprachlich vermitteltes Wissen ist, ist noch nicht zureichend geklärt, wie wir zu Wahrnehmungswissen als einer Art des Wissens von Dingen kommen.

Wahrnehmungs-
wissen sprachlich
vermittelt

Für König ergibt sich in diesem Zusammenhang folgende Grundfrage: »Die Frage, die uns entspringen wird, ist die, ob, daß uns bewußt ist, daß wir z. B. drüben ein Reh sehen, die Möglichkeit dessen ist, daß wir einem Partner mitteilen, daß wir dies sehen. Oder ob am Ende das Umgekehrte gilt, nämlich gilt, daß unser solches Mitteilen die Möglichkeit ist dessen, daß uns bewußt ist, daß wir sehen, was wir da sehen, und mithin die Möglichkeit ist dessen, daß wir um es wissen.«⁶² Akzeptieren wir die erste Lösung, dann bewegen wir uns in einem rationalistischen Konzept: Dass ich, unabhängig von Interaktionen mit Anderen, weiß, dass ich sehe und was ich sehe, ist die Bedingung der Möglichkeit der Mitteilung des gewussten Gesehenen an Andere. Ich nehme wahr, weil ich etwas als dieses bestimmte Etwas sehe und um dieses mein Sehen weiß; indem ich weiß, dass und was ich sehe, kann ich diese Wahrnehmung anderen mitteilen. König jedoch argumentiert für die andere Lösung: Erst im Mitteilen werden wir uns bewusst, dass wir sehen, was wir sehen; genau dadurch, dass wir wissen, was wir sehen, indem wir es mitteilen, nehmen wir wahr und unterscheiden über das Kriterium der Bewusstheit Wahrnehmen von einem bloßen Sehen.

Mit dieser Überlegung kann König auch den Gedanken verdeutlichen, dass Sprache nicht bloßes Mittel des Ausdrückens ist, sondern auf vorgängig geteilte Handlungspraxen verweist: »Ich fasse dabei unsere Sprache auf lediglich als dasjenige, das der Mensch unwillkürlich und unwillkürlich und gewiss nur Schritt für Schritt und wesentlich im Miteinandersein hervorbringt, wenn er unwillkürlich und unwillkürlich beginnt, in der Weise des Sprechens einem Partner etwas mitzuteilen.«⁶³ Dass die Sprache nicht nur Vehikel des Mitteilens ist, wird exemplarisch deutlich daran, dass erst durch das Mitteilen des Gesehenen an Andere aus dem Sehen ein Wahrnehmen wird. »Wenn wir in der Weise des Sprechens einem Partner mitteilen – nicht, daß wir dies oder jenes sehen, sondern lediglich was wir da sehen und beispielsweise mitteilen, daß drüben ein Reh äst, so dürfte –

62 | Josef König, Probleme des Begriffs der Entwicklung, in: Kleine Schriften, a. a. O. (Fn. 47), S. 222–244, hier S. 229

63 | Ebd., S. 231

das sagte ich schon – evident sein, daß dieses Mitteilen etwas ist, von dem gilt, daß, daß wir sehen (äußerlich wahrnehmen), was wir da mitteilen, die Möglichkeit ist dessen, daß wir einem Partner mitteilen, was wir da wahrnehmen.«⁶⁴

In einer wunderschönen Analyse der Möglichkeit des Wahrnehmens der Nacktheit Evas durch Adam (und selbstverständlich auch umgekehrt!) hat König diesen Grundgedanken der Verklammerung von Handeln, Sprechen als einer Form des Handelns, Sehen und Wahrnehmen verdeutlicht.⁶⁵

Ausgangspunkt der Analyse ist folgende Stelle des biblischen Berichts nach dem Sündenfall. »Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und sie wurden gewahr, daß sie nackt waren.« Natürlich haben Adam und Eva schon vor dem Sündenfall *gesehen*, dass sie nackt waren; dazu heißt es in der Bibel nach der Erschaffung Evas: »Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.« Der Umschlag des Sehens des Anderen als nackt in die Wahrnehmung des Nacktseins des Anderen meint nicht nur und nicht einmal vorrangig, dass Adam nun im Wahrnehmen des Nacktseins Evas sich seiner eigenen Nacktheit *bewusst* wird. Vielmehr wird mit diesem Bewusstwerden das vorige (vor dem Sündenfall), »ursprüngliche« (weil natürlich-geschlechtliche) »Verhalten« zu einem Begehren, dass sich nun – eben weil es kein ursprüngliches Verhalten mehr ist –, soll es handelnd verwirklicht werden, insofern als gerechtfertigt zeigen muss, als beide sich *wechselseitig* begehren bzw. sich im *wechselseitigen* Begehren zugleich als Personen mit nicht mehr bloß je eigenem, sondern einem gemeinsamen Begehren (oder gemeinsamen Wollungen) *anerkennen*. Die Scham ist so einerseits das Bewusstsein der Differenz von natürlich-geschlechtlichem Verhalten und Begehren; andererseits die Wahrnehmung, dass mein Begehren von dem von mir Begehrten als bloß natürlich-geschlechtliches Verhalten wahrgenommen wird resp. werden kann.

Das Wissen um das Nacktsein eines Nacktseienden schlechthin kann daher nicht als etwas gedacht werden, das zu dem Sehen des Nacktseins hinzukäme; dies würde bedeuten, dass Adam

64 | Ebd.

65 | Zugleich ließe sich an diesem Beispiel der Umschlag von Verhalten in Handeln als rekonstruktiv-reflexive Unterscheidung am Tun nachweisen, das ja selbst schon eine reflexive Struktur hat.

Eva begehrt, weil sie nackt ist. Oder anders formuliert: Das Nacktsein Evas wäre dann die kausale Ursache, der auslösende Reiz, der, wenn er auf Adam trifft, bei diesem ein ursprüngliches, natürlich-geschlechtliches Verhalten als Wirkung resp. als Reaktion auf den Reiz auslöst.

Gegen dieses Kausalmodell, das zugleich ein Beispiel nivellierenden Redens darstellt, hält König fest, dass es sich bei dem Wahrnehmen der Nacktheit um eine reflektierte Idee handelt, in der das ›Wahrnehmen von...‹ notwendig verknüpft ist mit einem ›Wissen um...‹: »Denn wenn Adam der Nacktheit Evas innewird, so ist darin freilich eingeschlossen, daß er sieht, daß sie nackt ist. Und was ich mit diesem Letzten sage, ist eines entschiedenen Bedenkens bedürftig, aber auch würdig. Ich kann hier nur einen kurzen Hinweis darüber geben, und zwar folgenden: *In einem Wahrnehmen, daß... ist nicht eingeschlossen ein Dessen-Innewerden. Wohl aber gilt das Umgekehrte. Daß Adam dessen innewird, daß Eva nackt ist, ermöglicht, daß er wahrnimmt, daß sie nackt ist. Aber das Umgekehrte gilt nicht.*«⁶⁶

Ursprung
und Anfang

In dieser Rekonstruktion des Wahrnehmens wird Wahrnehmen als etwas bestimmt, das uns bewusst wird, indem wir miteinander handeln und uns über unsere gemeinsame Lebenspraxis untereinander verständigen. Dabei dürfen wir die Frage des *Ursprungs* der Sprache als eines Mittels der Mitteilung nicht mit der Frage nach dem *Anfang des Miteinandersprechens* verwechseln, nicht nur bezüglich uns als miteinander Handelnder, sondern auch bezüglich uns als uns über Dinge in der Welt Verständigende.⁶⁷ »Im Ursprung ist Sprache Mitteilung von etwas, das wir schon besitzen; und wir besitzen es – es, z. B. daß drüben ein Reh äst – in der Weise, daß wir es – in der äußeren Wahrnehmung – wahrnehmen; in ihr ist es – nämlich das Äußere, das wir da wahrnehmen, für uns. Und daß es in dieser Weise für uns ist oder daß wir es sozusagen schon besitzen, ist die Möglichkeit dessen, daß wir es sprachlich mitteilen, d. h. mit einem Partner teilen. Im Ursprung also [wobei mit Ursprung der Anfang in der empirischen Zeit gemeint ist] ist das Mitteilen in der Weise des

66 | Ebd., S. 185; Hervorhebung von mir

67 | Siehe hierzu Michael Weingarten, *Anfänge und Ursprünge – Programmatische Überlegungen zum Verhältnis von logischer Hermeneutik und hermeneutischer Logik*, in: Dirk Hartmann, Peter Janich (Hg.), *Methodischer Kulturalismus*, Frankfurt/M. 1996, S. 285–314

Sprechens formal charakterisierbar als etwas, von dem gilt, daß seine Möglichkeit ihm in der Ordnung der Zeit vorangeht.«⁶⁸

Beziehen wir uns methodisch auf die Rekonstruktion des *Anfangs* der Rede von Wahrnehmungen und Wahrnehmen, dann gilt, »daß diese Idee des Mitteilens als eine, die uns im Gelingen des Mitteilens von schon Besessenem, von äußerlich Wahrgenommenem, aufgegangen ist, nun ihrerseits die in der Ordnung der Zeit vorauf laufende Möglichkeit dessen ist, daß wir uns dessen bewußt werden, daß uns Äußerliches (sinnlich Wahrgenommenes) bewußt ist. Bejaht man diese Alternative (und ich gestehe, daß ich mich geneigt fühle, sie zu bejahen), so wäre zu sagen: das äußerlich Wahrgenommene ist die Möglichkeit dessen, daß wir es einem Partner mitteilen.«⁶⁹ Das «äußerlich Wahrgenommene» oder genauer »das Gesehene« ist aber weder die Ursache noch das zeitlich Frühere des als wahrgenommen Mitgeteilten. Vielmehr müssen wir in der Reflexion auf die Form unseres Wahrnehmens unterscheiden zwischen »innerlich Wahrgenommenem«, das immer schon im Denken als erster Stufe der Reflexion auf Praxen vermittelt ist, und »äußerlich Wahrgenommenem«, das sich in der Reflexion der Reflexion als Selbstunterschied am innerlich Wahrgenommenen zeigt. »Das äußerlich Wahrgenommene ist dasjenige, von dem gilt, daß sein Für-uns-Sein die Möglichkeit ist dessen, daß wir es jemandem mitteilen. Das innerlich Wahrgenommene ist – so ergeht die Vermutung – dasjenige, von dem gilt, daß unser Es-jemandem-Mitteilen die Möglichkeit ist dessen, daß es für uns in dem Augenblicke wird, indem wir es mitteilen; und daß es auch später überhaupt nur in dem Sinne für uns ist, daß wir es – diskontinuierlich – je und je – nämlich dadurch, daß wir es sagen, zu einem, das für uns ist, machen können.«⁷⁰ Das innerlich Wahrgenommene ist somit – in der Terminologie Königs – das übergreifende Allgemeine, an dem der Unterschied von innerem und äußerem Wahrgenommenen als den beiden Arten des übergreifenden Allgemeinen aufgewiesen werden kann. Nur in nivellierender Rede kann daher der entwicklungsgeschichtliche Ursprung (dass wir etwas gesehen haben müssen, um es jemand anderem als Wahrnehmung mitteilen zu können) als Anfang der Bestimmung des

Innerlich
und äußerlich
wahrgenommen

68 | Josef König, Probleme des Begriffs der Entwicklung, a. a. O., S. 231 f.

69 | Ebd., S. 232

70 | Ebd., S. 233

Wahrnehmens genommen werden. »Wenn sich auf dem skizzierten Wege zur Einsicht erheben ließe, daß das sprachliche Mitteilen ursprünglich zwar etwas ist, dessen Möglichkeit ihm selber in der Ordnung der Zeit vorausliegt, daß es aber später – und freilich auf einem anderen Felde – selber die Möglichkeit wird dessen, daß etwas uns bewußt wird, – wenn, aber auch nur wenn sich dies zur Einsicht erheben ließe, so würde die Behauptung, daß wir uns aus einem Wesen, dem versagt war, um sich zu wissen, zu einem Wesen, das um sich weiß, entwickelt haben, denkbar sein.«⁷¹ Somit gilt: *Indem ich dies, was ich äußerlich sehe, jemandem mitteile, entstehe ich als derjenige, der weiß, dass er etwas äußerliches sieht (wahrnimmt)*. Im Unterschied zum Sehen ist das Wahrnehmen immer gebunden an die Bestätigung des Wahrgenommenen durch Andere; nur wenn ein Anderer als Antwort auf meine Beschreibung von etwas sagt: »Das sehe, empfinde, fühle ich auch so«, dann haben wir Etwas als bestimmtes Etwas wahrgenommen.

Verhalten als
Rückspiegelung

Mit diesen Ausführungen geht König weit über die Überlegungen von Schütz hinaus. Bisher allerdings galten seine Analysen nur dem Aufweis der Sprachgebundenheit des Wahrnehmens; warum wir aber ein Etwas als dieses *bestimmte* Etwas wahrnehmen, muss noch genauer aufgewiesen werden. Königs These hierzu ist, dass wir ein Ding als *dieses* Ding wahrnehmen können genau dadurch, daß unser bestimmtes Verhalten dem Ding gegenüber von diesem »rückgespiegelt« wird: »Die nur als Rückspiegelung auf die Bestimmtheit eines ursprünglichen Verhaltens auftretende Bestimmtheit dieses Anblicks macht das Sprechen über Hunde allererst möglich und trägt es. Quelle des Besitzes dieses bestimmten Wissens ist somit eine Bestimmtheit, die (im Unterschied zu Platons Idee) nur als die einem ursprünglichen Verhalten zurückgespiegelte Bestimmtheit ist, was sie ist. Der Spiegel, in dem uns die Bestimmtheit unseres ursprünglichen Verhaltens zurückgespiegelt wird, ist ein Dies-da, im gegenwärtigen Beispiel dieser Hund da, zu dem wir uns ursprünglich verhalten.«⁷² Indem wir uns also zu einem »Dieses-da« in bestimm-

71 | Ebd., S. 238 f.

72 | Josef König, *Der logische Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung*, a.a.O., S. 167 f. Zur Hinführung zum philosophischen Problem der Spiegelung siehe Hans Heinz Holz, *Widerspiegelung* (Bibliothek dialektischer Grundbegriffe Band 6), Bielefeld 2003.

ter Weise »verhalten«, kann uns das »Dieses-da« als ein bestimmtes erscheinen, von uns als ein bestimmtes wahrgenommen werden in Form der »Rückspiegelung unseres bestimmten Verhaltens« zu dem »Dieses-da«. Die Bestimmtheit eines »Dieses-da« als »eben dem bestimmten Dieses-da« ist also nicht etwas, was ihm selbst zukäme unabhängig von unserem Verhaltens zu ihm, sondern nur über den Widerschein der Bestimmtheit unseres Verhaltens zu »Diesem-da«.

Von daher müssen wir im Sprechen beachten: Nicht zu allen diesen oder jenen Dingen, die beispielsweise Hunde sind, verhalten wir uns in einer bestimmten Weise, eben weil sie Hunde sind oder dem Typus »Hund« entsprechen. Sondern richtig ist: Alle »Diese-da«, zu denen wir uns in bestimmter Weise so verhalten, sind Hunde. »Wir könnten sagen: was diesen oder jenen Hund dazu befähigt (zum Zurückspiegeln befähigt) sind wir selbst, insofern wir Wesen sind, die sich zu einem Dies-da ursprünglich verhalten.«⁷³ In der Reflexion auf unseren handelnden Umgang mit Dingen in der Welt bilden wir Typusbegriffe, mit denen wir unser bestimmtes Verhalten zu diesen Dingen als typisches Verhalten solchen Dingen gegenüber begrifflich fassen. Das Wahrnehmen-Können eines Etwas als eines bestimmten Etwas, im Beispiel: eines Hundes als eines Hundes, ist also immer an die Verfügung eines Typusbegriffs gebunden. Indem wir ein Etwas z. B. als ein Etwas wahrnehmen, das sich so verhält, wie sich typischer Weise Hunde verhalten, nehmen wir daher nicht das typische Verhalten eines Hundes als eine ihm natürlicherweise zukommende Eigenschaft wahr, sondern – in der Fassung als Rückspiegeln – *unser* typisches Handeln im Umgang mit einem Etwas. Die Bestimmtheit des Etwas als eines Etwas dieser Art oder dieses Typus ist Resultat unseres Handelns an einem Etwas und nichts, was diesem Etwas unabhängig von unserem handelnden Umgang mit ihm selbst zukäme. Das praktische Tun und die in der Reflexion auf das praktische Tun gebildeten Typus-Begriffe, die begrifflich genauer als Handlungsschemata benannt werden müssen, ermöglichen erst den Umschlag vom »Sehen« zum »Wahrnehmen«.

König führt mit diesen Überlegungen die kategorial wichtige Differenz von (kausal strukturiertem) »Sehen« und (reflexiv durch Sprache und Wissen vermitteltem) »Wahrnehmen« ein, die

Sehen und
Wahrnehmen

gerade auch für die Rekonstruktion der gegenwärtigen Kognitionswissenschaften wichtig ist. Darüber hinaus zeigen die letzten Ausführungen weiter, wie zwischen der Beschreibung des Verhaltens nicht-menschlicher Lebewesen als einem Handeln und dem Verhalten der Lebewesen zu unterscheiden ist. So wie wir das Sehen unterscheiden vom Wahrnehmen, *nachdem* wir uns über den Begriff des Wahrnehmens verständigt haben, ebenso müssen wir Handeln und Verhalten unterscheiden, *nachdem* wir uns über einen Begriff des Handelns verständigt haben. Von diesen Unterscheidungen ausgehend, die wir in der Reflexion auf unsere eigenen Lebensvollzüge gewonnen haben, kann dann eine methodische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Kognitionswissenschaften vorgenommen werden. In dieser Perspektive, in der die Verständigung über uns als Menschen, unser Können und Kennen, über unsere kognitiven Fähigkeiten die methodische Basis abgibt für Forschungen über das Verhalten von Lebewesen (einschließlich derer sinnlichen und gegebenenfalls kognitiven Fertigkeiten), versuchte Goldstein schon 1934 eine Grundlegung dessen, was heute mit Kognitionswissenschaften gemeint ist. In seinem Buch *Der Aufbau des Organismus* schreibt er einleitend: »Im Grunde blieb die Anschauung, daß die niederen Lebewesen einfachere und einfacher zu erforschen seien, bestimmend und damit auch das Vorgehen der Forschung von ›unten‹ nach ›oben‹. Die folgende Darstellung der Lebenserscheinungen sucht den umgekehrten Weg zu gehen. Sie geht vom Menschen aus und sucht von da aus das Verhalten der anderen Lebewesen zu begreifen. [...] Die Frage kann nicht mehr lauten: in welchem Sinne sind die verschiedenen Organismen quantitativ verschieden, aufeinander zurückführbar und so auseinander zu verstehen? Sondern es erhebt sich, ehe wir überhaupt einen Versuch zur Beantwortung solcher Fragen machen, das Problem der eindeutigen Beschreibung der besonderen Wesenheit der einzelnen Organismen. Wie sehr oder wie wenig uns das auch gelingen mag, es dürfte wohl nicht zweifelhaft sein, dass es uns noch am besten gelingen wird, wenn wir uns zunächst an den uns am besten bekannten Menschen halten.«⁷⁴

Die Einlösung dieses Programms steht bis heute noch weitgehend aus. Gerade Goldstein macht aber noch einmal deutlich, dass ausgehend vom Menschen bzw. aufbauend auf unser Ver-

74 | Kurt Goldstein, *Der Aufbau des Organismus*, Den Haag 1934, S. 1–3

ständnis von Menschsein die Dimensionen unserer sinnlichen und kognitiven Fähigkeiten zu entfalten sind.⁷⁵ Unter begrifflich-systematischen Gesichtspunkten rückt auch für die Relation von Wahrnehmen und Wahrnehmung als dringend zu klärendes begriffliches Verhältnis das dialektische Verhältnis von Mittel und Medium in den Vordergrund. Besonders Walter Benjamin (1892–1940) hat sich in vielen seiner Arbeiten mit diesem kategorialen Problem sowohl unter philosophisch-systematischen als auch unter sprachphilosophischen, ästhetischen, kultur- und technik-theoretischen Aspekten auseinandergesetzt. Immer wieder betonte er, dass es sich bei Wahrnehmen und den um dieses gruppierten Begriffen nicht um ein erkenntnistheoretisches Subjekt-Objekt-Problem handele, sondern um die Thematisier- und Begreifbarkeit der Medialität von Verhältnissen, in denen wir uns immer schon bewegen. Seine Rückgriffe auf Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), die Bestimmung des Zusammenhangs von Ausdruck und Eindruck – durchaus in Parallele zu den Bemühungen Josef Königs – sowie seine Kritik an kausalistischen Konzepten der Erklärung dieses Zusammenhangs sollten deutlich werden lassen, wie wichtig es ist, einen (begrifflich-systematischen) Ausgangspunkt für die Klärung des Begriffs des Wahrnehmens zu gewinnen, der noch nicht durch Erkenntnistheorie dominiert wurde.⁷⁶ Seine Überlegungen zu »dialektischen Bildern« wären sicherlich lohnenswert weiter auszuarbeiten.⁷⁷ Mit meinen vorliegenden Überlegungen zur begrifflichen Fassung des Problems von Wahrnehmen und Wahrnehmung hoffe ich aber, diesem Programm einige weitere Bausteine hinzugefügt zu haben.

75 | Zum Thema »Menschenbild« siehe Topos, Heft 10, Bielefeld 1998

76 | Um die Spannweite der zu lösenden begrifflichen Probleme nur anzudeuten, verweise ich auf Bettine Menke, Sprachfiguren, München 1991 und auf Jacques Derrida, Die Wahrheit in der Malerei, Wien 1992.

77 | Den Versuch einer systematischen Rekonstruktion der Überlegungen Benjamins zum Thema Wahrnehmen hat Susan Buck-Morss mit ihrem Buch »Dialektik des Sehens. Walter Benjamin und das Passagen-Werk«, Frankfurt/M. 1993, vorgelegt.

Weiterführende Literatur

- Benjamin, Walter:** Medienästhetische Schriften, hg. von Detlev Schöttker, Frankfurt/Main 2002
- Cassirer, Ernst:** Philosophie der symbolischen Formen. III. Teil: Phänomenologie der Erkenntnis, Darmstadt 1972
- Versuch über den Menschen, Frankfurt/Main 1990
- Zur Metaphysik der symbolischen Formen. Nachgelassene Manuskripte und Texte, Band 1, Hamburg 1995
- Crary, Jonathan:** Techniken des Betrachters: Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert, Dresden, Basel 1996
- Dewey, John:** Erfahrung und Natur, Frankfurt/Main 1995
- Goldstein, Kurt:** Ausgewählte Schriften, Den Haag 1971
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich:** Phänomenologie des Geistes, Theorie-Werkausgabe, Band 3, Frankfurt/Main 1970
- Drei Stellungen des Gedankens zur Objektivität, in: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Theorie-Werkausgabe, Band 8, Frankfurt/Main 1970
- Koch, Gertrud (Hg.):** Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion, Frankfurt/Main 1995
- Konersmann, Ralf (Hg.):** Kritik des Sehens, Leipzig 1997
- Lessing, Hans-Ulrich/Mutzenbacher, Almut (Hg.):** Josef König – Helmuth Plessner Briefwechsel 1923–1933, Freiburg, München 1994
- Merleau-Ponty, Maurice:** Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1966
- Die Struktur des Verhaltens, Berlin 1976
- Plessner, Helmuth:** Anthropologie der Sinne, in: Gesammelte Schriften, Band III, Frankfurt/Main 1980
- Die Stufen des Organischen und der Mensch, in: Gesammelte Schriften, Band IV, Frankfurt/Main 1981
- Roth, Gerhard/Prinz, Wolfgang (Hg.):** Kopf-Arbeit. Gehirnfunktionen und kognitive Leistungen, Heidelberg, Berlin, Oxford 1996
- Schürmann, Volker:** Zur Struktur hermeneutischen Sprechens, Freiburg, München 1999
- Seel, Martin:** Ästhetik des Erscheinens, München 2000
- Wiesing, Lambert (Hg.):** Philosophie der Wahrnehmung, Frankfurt/Main 2002

Bibliothek dialektischer Grundbegriffe

Christoph Hubig

Mittel

2002, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-933127-91-2

Hans Heinz Holz

Widerspiegelung

März 2003, 82 Seiten,

kart., 10,80 €,

ISBN: 3-89942-122-1

Renate Wahsner

Naturwissenschaft

2002, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-933127-95-5

Jörg Zimmer

Metapher

März 2003, 52 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-89942-123-X

Werner Rügemer

arm und reich

2002, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-933127-92-0

Angelica Nuzzo

System

April 2003, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-89942-121-3

Michael Weingarten

Wahrnehmen

Juli 2003, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-89942-125-6

Volker Schürmann

Muße

April 2003, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-89942-124-8

Michael Weingarten

Leben (bio-ethisch)

April 2003, 48 Seiten,

kart., 7,60 €,

ISBN: 3-933127-96-3

Die **Bibliothek dialektischer Grundbegriffe** kann auch abonniert werden. Der Preis pro Band reduziert sich dann auf 5,50 € (mit Ausnahme des Bandes von Hans Heinz Holz).

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Einsichten. Themen der Soziologie

Bereits erschienen:

Uwe Schimank, Ute Volkmann

Gesellschaftliche Differenzierung

1999, 60 Seiten,
kart., 9,00 €,
ISBN: 3-933127-06-8

Urs Stäheli

Poststrukturalistische Soziologien

2000, 88 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-11-4

Sabine Maasen

Wissenssoziologie

1999, 94 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-08-4

Klaus Peter Japp

Risiko

2000, 128 Seiten,
kart., 12,00 €,
ISBN: 3-933127-12-2

Volkhard Krech

Religionssoziologie

1999, 100 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-07-6

Ludger Pries

Internationale Migration

2001, 84 Seiten,
kart., 9,50 €,
ISBN: 3-933127-27-0

Raimund Hasse, Georg Krücken

Neo-Institutionalismus

2000, 86 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-28-9

Gunnar Stollberg

Medizinsoziologie

2001, 100 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-26-2

Theresa Wobbe

Weltgesellschaft

2000, 100 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-13-0

Paul B. Hill

Rational-Choice-Theorie

2002, 92 Seiten,
kart., 9,50 €,
ISBN: 3-933127-30-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Einsichten. Themen der Soziologie

Bereits erschienen:

Martin Endreß

Vertrauen

2002, 110 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-78-5

Jörg Dürschmidt

Globalisierung

2002, 132 Seiten,
kart., 12,00 €,
ISBN: 3-933127-10-6

Stefanie Eifler

Kriminalsoziologie

2002, 108 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-62-9

Thomas Kurtz

Berufssoziologie

2002, 92 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-50-5

Beate Kraus, Gunter Gebauer

Habitus

2002, 94 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-17-3

Peter Weingart

Wissenschaftssoziologie

März 2003, 172 Seiten,
kart., 13,80 €,
ISBN: 3-933127-37-8

Veronika Tacke

Soziologie der Organisation

Oktober 2003, ca. 100 Seiten,
kart., ca. 10,50 €,
ISBN: 3-933127-29-7

Ansgar Thiel

Soziale Konflikte

März 2003, 102 Seiten,
kart., 10,50 €,
ISBN: 3-933127-21-1

Hannelore Bublitz

Diskurs

Mai 2003, 122 Seiten,
kart., 11,50 €,
ISBN: 3-89942-128-0

transcript Verlag (Hg.)

CD-ROM Einsichten - Vielsichten

Lesewege und Interviews zu
Themen der Soziologie

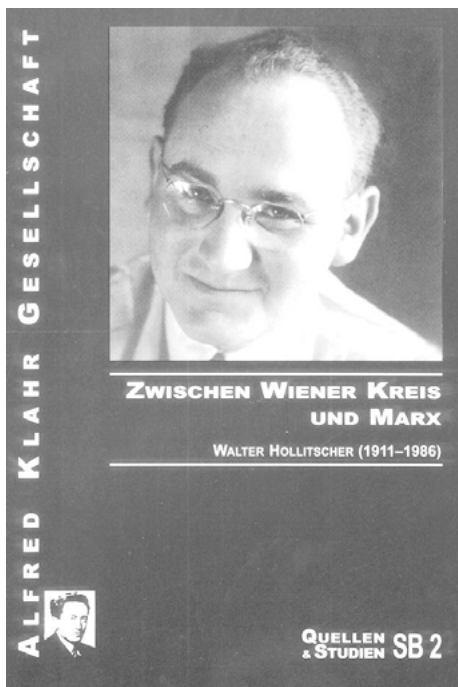
2001, 150 Seiten,
CD, 2,50 €,
ISBN: 3-933127-79-3

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:

www.transcript-verlag.de

Zwischen Wiener Kreis und Marx

Walter Hollitscher (1911–1986)



hg. von der
ALFRED KLAHR
GESELLSCHAFT
Wien 2003
(Quellen &
Studien,
Sonderband 2)
154 Seiten,
Euro 14.–,
ISBN
3-9501204-6-7

Aus Anlass seines 90. Geburtstags fand im Saal der Alfred Klahr Gesellschaft in Wien ein Gedächtnissymposium zu Ehren des marxistischen Wissenschafters Walter Hollitscher (1911–1986) statt. Der vorliegende Band vereint die Referate von Hans Heinz Holz, Herbert Hörz, Friedrich Stadler, Hans Mikosch, Petra Stöckl, Thomas Schönfeld und Samuel Mitja Rapoport mit weiteren Beiträgen von Dieter Wittich, Robert Steigerwald und Hubert Laitko.

Bezug über die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT:
A-1140 Wien, Drechslergasse 42
Tel. (+43-1) 982 10 86; FAX: (+43-1) 982 10 86/18
e-mail: klahr.gesellschaft@aon.at
Homepage der AKG: www.klahrgesellschaft.at
Bankverbindung: PSK 92023930, BLZ 60000

